Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes zweytes Heft.

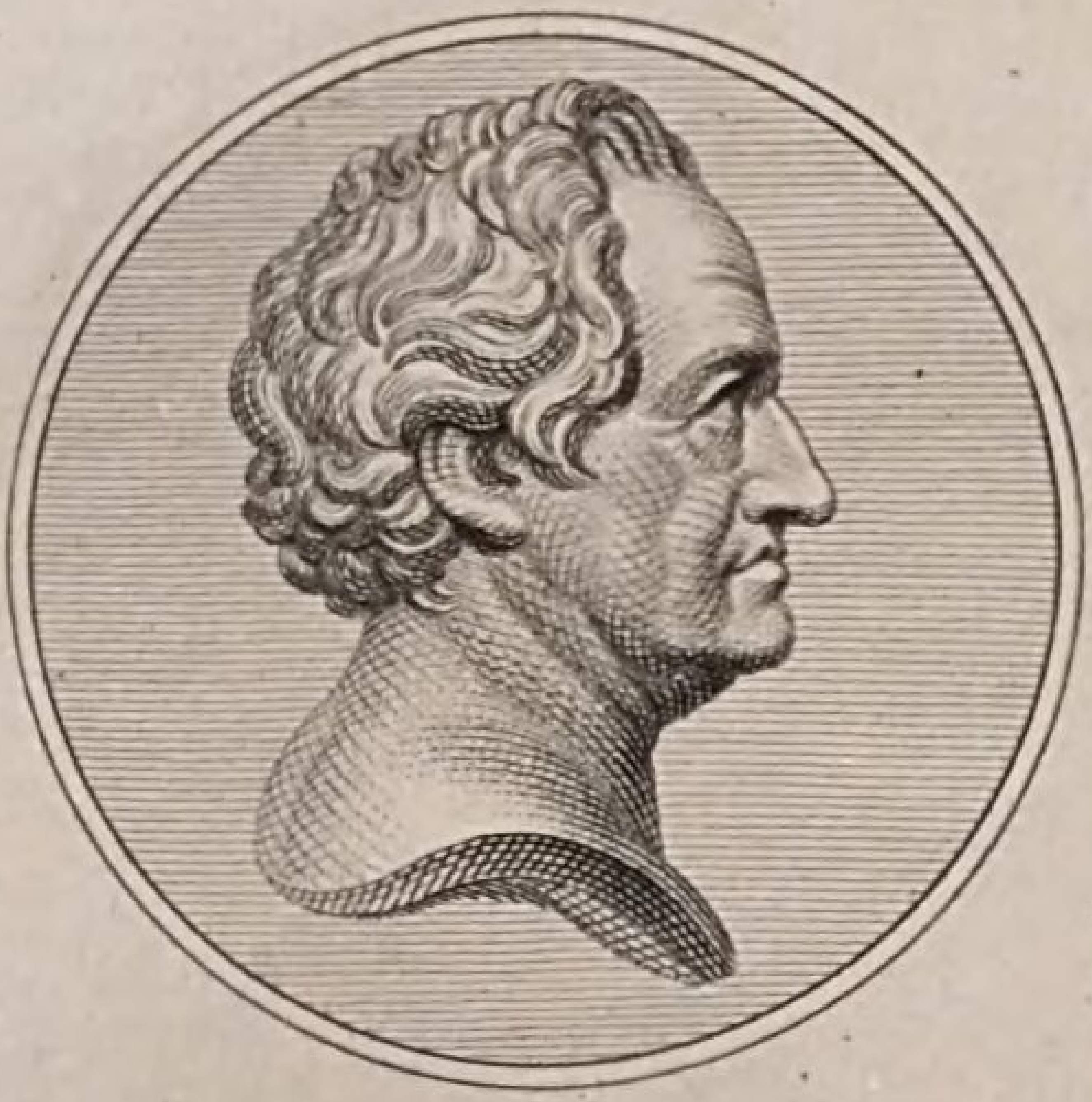
Mit einem Kupfer.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1825.

Inhalt.

Venetianische Gemälde, ältere neuere und Restaurationen, betrachtet 1791. . . . . . S. 5.
Die Aufmauerung Scutari s. Serbisches Lied, übersetzt von Grimm. — 24.
Ueber serbische Lieder.. . . — 35.
Des Prinzen Mujo Krankheit, Serbisch. . . . . . . — 60.
Bildende Kunst. Lithographie zu München. . . . . — 63.
Nahl, nach Fra Bartolomeo.. — 69.

Kunst und Alterthum.



Goethe

Rauch. Bovy. Schwerdgeburth.

Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes zweytes Heft.

Mit einem Kupfer.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1825.

Aeltere Gemälde.

Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sind hier in Venedig die Mosaiken und die griechischen Bilder; von den ältesten Mosaiken hab' ich noch nichts gesehen was mir einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die altgriechischen Gemälde sind in verschiedenen Kirchen zerstreut, die besten befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemalt seyn und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen geerbten Kunstbegriff und ein Tractement des Pinsels. Auch hatte man sich gewisse Ideale gemacht; woher sie

solche genommen wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, näher angesehen, scheint der Kaiserl. Familie nachgebildet zu seyn. Ein uraltes Bild des Kaisers Constantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel, daher die lange schmale Nase, unten ganz fein endidigend, und ein eben so kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff griechischer Malerey ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabey geschrieben was eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beyschriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beywerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint daß die Griechen, mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen, denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Stäben, neben und in einander

fügte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufüllen; man ruckte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musicirende Kinder in Engelsgestalt, den Raum oben darüber suchte man mit nachgeahmter Architectur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich: denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt; da ist allenfalls ein Heiliger der predigt, und so viele Gläubige die zuhören.

Die älteren historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt sind, von den Vivarinis auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Beginn von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettischen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja selbst Titian konnte nur langsam jenes religiose Herkommen abschütteln.

Man weiß daß derjenige der das große Altarblatt in den Fraris bestellte, sehr ungehalten war so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Passero ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Titian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt sich es wohl als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geschnitzten Marienbildes die Besteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden sie Familienweise zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, dehnten sich aus über alle architektonisch-leeren Räume.

Titian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien; Paul Veronese faßte den glücklichen Gedanken andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiosen Gegenstände. In den be-

sten Gemälden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an die Hauptpersonen zu spielen; hier läßt sich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände mit denen sie sich beschäftigen mußten, nur einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So wa-

ren mir ein Paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bey Nacht erscheint. Sollte man Mädchen eines übelen Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bey der bessern Erhaltung, wahrscheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit.

Jemand behauptete, es seyen verlassene Pestkranke; sie sehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veronese haben manchmal bey Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern und bestellte Heilige auf ein Bild zusammen malen müssen, wahrscheinlich die Namens-Pathen des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder welche mit Wasserfarbe gemalt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache giebt man an: daß die früheren Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen, daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man,

daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bey der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen.

Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veronese und Titian arbeiteten meistens mit Svelaturen; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln durchsichtigen Tinten zudeckten, deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Titiani-

schen, durch das viele, beym Uebermalen gebrauchte Oel, gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache warum Tintorets Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist a la prima und ohne Svelatur gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht, wie bey Paul Veronese, hellere Tinten zum Grund; und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächeren Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen, und wie frech er dabey zu Werke gegangen sieht man an dem Einen Beyspiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man bey Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bey Portraiten geschehen zu seyn, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veronese. Drey Portraite von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beym Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt, unten drunter drey andere schöne

Köpfe, woraus man sah daß der Maler zuerst drey Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bey der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerley Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wie-

derherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem Herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Academie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloster St. Giovani e Paolo einen großen Saal nebst anstoßenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammlet und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach den verschiedenen Meistern, und nach dem Zustand der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Academie haben, durch vieljährige Erfahrung, die mannigfaltigen Arten der Meister sich aufs genauste bekannt gemacht, über Lein-

wand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmalen, Accordiren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt was aus demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft; denn als ich in genannter Kirche das köstliche Bild Titians, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch: ob ich nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Titian meine Verehrung beweisend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben was ich gesehen und vernommen, so käm' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Titian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farb-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Christus von Titian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien eine lebendige Epiderm mit allerley beweglichen Einschnitten ins Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen gestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zusammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzchen aufgeklebt

wurden, die wenn das große Bild aufgezogen würde in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freylich, daß bey solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur soviel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

Die Aufmauerung Scutari's

(in Albanien.)

Burgten Burg drey Brüder eines Leibes,
drey Gebrüder, drey Marljavtschevitje;
einer war der König Vukaschine,
andrer war Vojvoda Uglieschа,
dritter war der Marljavtschevitj Gojko,
burgten Burg Scutar an der Bojana,
burgten Burg drey ganze volle Jahre,
schon drey Jahre mit dreyhundert Meistern,
nicht vermochten sie den Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste:
was bey Tag die Meister aufgemauert,
alles das riſs um bey Nacht die Vila.
Als begonnen hatte Jahr das vierte,
rief hernieder Vila vom Gebirge:
mühe dich nicht, König Vukaschine,

mühe dich nicht und dein Geld nicht schwende!
nicht vermagst du, König, Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste,
bis gefunden du zwey gleiche Namen,
aufgefunden hast Stojan und Stoja,
beyd' einander Bruder sich und Schwester,
diese mauert in den Grund des Thurmes,
so wird haften, König, dir der Grundwall,
so vermagst du aufzubaun die Feste.
Das vernommen Vukaschin der König,
rief er seinen Diener Desimiren:
Desimire, Kind mein vielgeliebtes,
warst seither mein vielgetreuer Diener,
sollst fortan mir vielgeliebtes Kind seyn;
spanne, Sohn, die Pferde in den Wagen,
nimm des Geldes mit sechs schwere Lasten,
zeuch, mein Sohn, aus in die weifse Welt hin,
aufzusuchen zwey geleiche Namen,
suche, Sohn, die Stoja und den Stojan,
beyd' einander Bruder sich und Schwester,
raube oder kaufe sie mit Gelde,
bringe sie nach Scutar zur Bojana,

daſs wir in des Thurmes Grund sie mauern,
daſs uns steh' und hafte dann der Grundwall
und wir mögen auferbaun die Feste. —
Desimir der Diener das gehöret,
spannet er die Pferde in den Wagen,
zu sich nahm sechs schwere Lasten Geldes,
zog der Diener in die weiſse Welt aus,
ging und suchte nach zwey gleichen Namen,
suchete den Stojan und die Stoja,
suchete drey ganze volle Jahre,
aber fand nicht die zwey gleichen Namen,
fand nicht weder Stoja noch den Stojan,
kehrte gen Scutar an der Bojana,
führend heim die Pferde sammt dem Wagen,
gab dem König die sechs Lasten Geldes:
hier sind, König, Pferde sammt dem Wagen,
hier sind auch sechs Lasten deines Geldes,
nimmer fand ich die zwey gleichen Namen,
fand nicht weder Stoja noch den Stojan. —
Dies vernommen Vukaschin der König,
schrie er zu des Baues Meister Rada,
Rada schrie zu den dreyhundert Meistern;

baut Scutari auf an der Bojana,
baut der König, reifset um die Vila,
leidet Vila nicht den Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste.
Und vom Berge nieder rief die Vila:
hörest du mich? König Vukaschine!
mühe dich nicht, noch dein Geld verschwende,
nicht vermagst du König Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste.
Doch ihr seyd drey Brüder eines Leibes,
eine treue Gattin jeder habend,
wessen morgen zur Bojana gehet,
und den Meistern träget hin die Mahlzeit,
diese in den Grund des Thurmes mauert,
so wird haften, König, dir der Grundwall,
so vermöget ihr die Burg zu burgen. —
Das vernommen Vukaschin der König,
rief er zu sich seine Leibesbrüder:
höret mich, ihr vielgeliebten Brüder,
dieses schreit die Vila vom Gebirge:
nimmer fruchtet dafs wir Geld verschwenden,
leidet Vila nicht den Grund zu legen,

noch viel minder zu erbaun die Feste,
doch wir seyen hier drey Leibesbrüder,
jeder habend seine treue Gattin,
wessen morgen zur Bojana gehe
und den Meistern hin die Mahlzeit trage,
sie gemauert in den Grund des Thurmes
werde haften uns des Baues Burgwall,
werden wir die Feste auferbauen;
leistet, Brüder, göttlich heil'ge Treue,
daſs es keiner melde seiner Gattin,
sondern wir das Schicksal lassen walten
welche Morgen zur Bojana gehe!
und sie gaben drauf sich heil'ge Treue
daſs es keiner melde seiner Gattin. —
Als nunmehr die kühle Nacht hereinbrach,
kehrten ein sie zu den weiſsen Höfen,
abendaſsen köstlich Abendessen,
jeder ging zur Gattin in die Kammer,
aber sieh da jetzt das groſse Wunder,
Vukaschin der König brach die Treue
und der erste sprach er zu der Gattin:
wahre dich, o meine treue Gattin,

dafs du gehest morgen zur Bojana
und die Mahlzeit tragest hin den Meistern,
denn du müfstest büfsen mit dem Leben,
in den Thurmgrund würdest du vermauert.
Auch Ugljescha hat den Eid gebrochen,
sprach desfsgleichen zu der treuen Gattin:
nicht dich selbst verderbe, liebe Gattin,
geh mir Morgen nicht zu der Bojana,
trag den Meistern nicht hinaus die Mahlzeit,
würdest kommen um dein junges Leben,
eingemauert werden in den Grundwall.
Doch nicht Gojko hat den Eid gebrochen
und der lieben Gattin nichts gesaget.
Morgens früh sobald der Tag geleuchtet,
standen auf die drey Marljavtschevitje,
gingen nach der Feste zur Bojana.
Als genahet Zeit des Mittagsmahles,
war des Tragens Reihe an der Kön'gin,
zu der Schwägrin ist sie hingegangen,
zu der Schwägrin Uglieschas Gattin:
höre mich, o meine liebe Schwägrin,
unverhofft hat Kopfweh mich befallen,

bleib gesund, ich kann es nicht aushalten.
Ugliesсhas Gattin ihr versetzte:
Königin, o meine liebe Schwägrin,
unverhofft hat Handweh mich ergriffen,
bleib gesund, ich kann es nicht aushalten;
aber geh du, sag's der jüngsten Schwägrin.
Und sie ging zur Schwägerin der jüngsten:
Schwägerin, o junge Frau des Gojko,
hat auf einmal Kopfweh mich befallen,
bleib gesund, ich kann es nicht aushalten,
trage du den Meistern hin die Mahlzeit!
Gojkos junge Frau gab diese Antwort:
Höre mich Frau Kön'gin, liebe Mutter,
wie so gerne stünd' ich dir zu Willen,
ungebadet ist mir noch mein Knäblein,
unbegossen liegt mir noch die Leinwand!
Nochmals drauf die Kön'gin zu ihr sagte:
geh nur hin, o vielgeliebte Schwägrin,
trag die Mittagsmahlzeit hin den Meistern,
will dir deine Leinwand schon begieſsen
und die Schwägrin wird dein Kind dir baden!
Nichts dawider mochte Gojkos Gattin,

ging und trug den Meistern hin die Mahlzeit.
Als sie näher kam an die Bojana,
schaute sie der Marljavtschevitj Gojko,
Schmerzes voll das Herz dem Helden wurde,
that ihm leid um seine treue Gattin,
that ihm leid ums Kindlein in der Wiege,
das erst einen Monat alt gewesen,
Thränen fliefsen über seine Wangen.
Und die schlanke junge Frau ersieht ihn,
schreitet sachte, bis sie ihm genahet,
schreitet sachte, redet zu ihm leise:
was doch fehlet meinem guten Herren,
dafs du Thränen vom Gesicht vergiefsest?
Aber Gojko Marljavtschevitj sagte:
übel geht mir's, meine treue Gattin,
hatte einen schönen güldnen Apfel,
fiel mir heute 'nab in die Bojana,
thut mir leid drum, kann ihn nicht verschmerzen.
Schlanke junge Frau hat nichts geahnet,
sondern spricht zu ihrem lieben Herren:
bete, dafs dich Gott gesund erhalte,
kannst dir einen schönern Apfel giefsen.

Das den Harm dem Helden noch vermehrte,
mufste von ihr ab sein Antlitz wenden,
nicht mehr schauen wollte seine Gattin.
Aber kamen zwey Marljavtschevitje
Gojkos junger Frauen Schwäger beyde,
sie bey ihren weifsen Händen fassend
führten sie zur Feste ins Gemäuer,
schrieen zu des Baues Meister Rada,
Rada schrie zu den dreyhundert Meistern,
doch die junge schlanke Frau sie lachet,
denkt ein blofser Scherz sey solches alles.
Und sie stellten sie zum Einvermauern,
und es warfen die dreyhundert Meister,
warfen nieder Balken, warfen Steine,
mauerten sie ein bis zu den Knieen,
immer lachet noch die Schlanke, Junge,
glaubt dafs alles nichts als blofser Scherz sey.
Und es warfen die dreyhundert Meister,
warfen nieder Balken, warfen Steine,
mauerten sie ein bis zu dem Gürtel,
wurden schwer ihr Balken und die Steine,
sah die Arme, was man mit ihr wollte,

zischte laut, gleich einer wilden Schlange,
hub zu flehen an zwey liebe Schwäger:
nicht mich lasset, wo ihr Gott erkennet,
in die Erde jung und grün vermauern!
also fleht sie, hilft ihr nicht im mindsten,
achten nicht die Schwäger was sie bittet;
achtet sie den Spott nicht, noch die Schande,
hebet ihren Herren an zu flehen;
zu nicht laſs es, o mein guter Herre,
daſs sie mauern in den Grund mich Junge,
sende hin zu meiner alten Mutter,
meine Mutter hat des Geldes Fülle,
soll dir kaufen Sclaven oder Sclavin,
die ihr mauert in den Grund des Thurmes!
Also fleht sie, hilft ihr nicht im mindsten.
Da nunmehr die schlanke junge Frau sah
daſs ihr nichts verfangen alle Bitten,
bittet sie des Baues Meister Rada:
o bey Gott, mein Brudermeister Rada,
laſs mir auf ein Fenster für die Brüste,
thu heraus mir meine weiſsen Brüste,
daſs Johann mein kleines Knäblein komme,

dafs es komme an der Brust zu saugen.
Das bewilligt Rada um die Brüderschaft,
liefs ihr auf ein Fenster an den Brüsten,
that heraus ihr ihre weifsen Brüste,
bis Johann das kleine Knäblein komme
um zu saugen seiner Mutter Brüste.
Abermals die Arme ruft zu Rada:
o bey Gott, mein Brudermeister Rada,
lafs mir auf ein Fenster an den Augen,
dafs ich schaue nach dem weifsen Hofe,
wann sie mir den kleinen Johann bringen,
wann sie ihn zum Hofe wieder tragen!
Das auch willigt Rada um die Brüderschaft,
liefs ihr auf ein Fenster an den Augen,
dafs sie schaue nach dem weifsen Hofe,
wann sie bringen ihr den kleinen Johann,
wann sie wieder ihn zum Hofe tragen.
Eingemauert war sie in die Festung,
brachten ihr das Kindlein in der Wiege
und sie säugt' es eine ganze Woche,
nach der Woche ging ihr aus die Stimme,
aber immer Nahrung flofs dem Kinde

und man säugt' es da ein volles Jahr lang.
So wie damals, also blieb es nachmals,
dafs noch heute fort die Nahrung fliefset
als ein Wunder oder auch als Heilung
welchem Weibe ist die Milch vergangen.

Grimm.

Serbische Lieder.

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutsch-

land ernstlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componisten entgegenzubringen nicht unterließ.

—

Hiebey gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir einem gewissen allgemeinen unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beylegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse, klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer späteren Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannigfaltigem was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die Neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die Serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunct, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche National-Gedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Masse muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichthum und Ar-

mut, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tages-Flachheit sich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt bald zusammengedrängt,

zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen; so erlaube sie sich dann südwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; späterhin

bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältniß zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen, so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung; ihre Verfassung ist eine Art von Fürsten-Verein unter dem losen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Ersuchen wohl Folge leisten.

Bey der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten, hält man viel, ja ausschließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geistlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sey, so entsteht die Frage; inwiefern die Chronologie derselben aus-

zumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sey? eine Frage die ohnehin bey mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten seyn möchte. Ein altes Factum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen, wann zum ersten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben; wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man in den neusten Tagen, Türken und Christen friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bey schon bedeutender Cultur durch abergläubisch barbari-

sche Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutzgebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Hercules, dem persischen Rustan auftreten, aber freylich in Scythisch höchst barbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller Serbischen Helden, von gränzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreyhundert Jahr alt; er stirbt zuletzt bey voll-

kommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus, die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einödе hausend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, W i l a genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön

gepreſen, endlich ſogar als Wolkenſammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den älteſten Zeiten her, wie überhaupt alles ſogenannte Schickſal, das man nicht zur Rede ſtellen darf, mehr ſchadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amſelfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg ſind wohl auch noch dichteriſche Denkmale übrig geblieben; in der allerneuſten Zeit ſchließen ſich die Stoßſeufzer der Linioten unmittelbar an; zwar in griechiſcher Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die ſich nicht in ſich ſelbſt zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu ſetzen geeignet ſind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln ſondern in ganzer Maſſe an ſich heran nehmen, genießen und ſchätzen kann, ſind von

der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beyden Seiten, überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles was es auch sey ist kurz aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan.

Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders, oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt und es ist schon gewagt die Mannigfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in Folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit, zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß, sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Ver-

wünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwey Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen den Bräutigam vermissen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drey Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten will das Mädchen nichtsingen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freye, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freyheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Unge-

treuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte seyn? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt

aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drey Mädchen wünschen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anstalten, Ueberraschung der Braut. 42) Eilig neckisch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangesetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längsten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüsteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und versagt. 50) Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreyte Nachtigall. 53) Serbische Schönheit. 54) Locken wirkt am sichersten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit Wenigem das Nöthige zu melden, hat seine besondere Schwierigkeit.

Die serbische theilt sich in zwey Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen. Dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmische, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabtheilung des südslavischen Dialekts, sie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation selbst ein Widerstreit; zwey Parteyen stehen gegen einander und zwar folgendermaßen.

Die Serben besitzen eine alte Bibel-Uebersetzung, aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und allen die sich den Wissenschaften widmen, als Sprachgrund und Muster angese-

hen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schelten diese als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber diese Sprache des Volkes genauer, so erscheint sie in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst lebendig, allem Ausdruck des thätigsten Wirkens und eben so poetischer Darstellung genügend. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es von denen wir sprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geschätzt werden; deßwegen sie auch niemals aufgeschrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit sie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst da sie gehoben ist offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen daß ich keinen der slavischen Dialecte, ohnerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studirt und also von aller Original-Literatur dieser großen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, in so fern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abate Fortis Reisen auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beygefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abtheilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus obengemeldteter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig vergleichen und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang, und mochte denn wohl

auch durch gutes Betragen die längsterſehnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitſch Karadgitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutterſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoeſie liebgewonnen hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine ſerbiſche Grammatik an den Tag und zugleich ſerbiſche Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung, auch jener Trauergeſang fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Gabe werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Weſten hatten ſich die Angelegenheiten verwirrt, und die Ent-

wicklung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeitlang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber enthüllt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Hertelischen Officin drey Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothecar Grimm in Kassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wukische Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede die unsern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Uebersetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Theil und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurückschreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punct nun wie die Sachen gekommen sind, konnte nichts erfreulicher seyn als daß ein Frauenzimmer von besondern Eigenschaften und Talenten, mit den slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die serbische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit diesem Lieder-Schatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie übersetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavband soviel derselben zusammenfassen als man braucht um sich mit dieser ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung

wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umständlicher darlege, um einen wahren Antheil dieser verdienstvollen neuen Erscheinung allgemein zu fördern.

Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bey selbsteignen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bey Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dies von sich rühmen darf: denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen was wir selbst innerhalb unseres

Kreises Originelles hervorgebracht; so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bey uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bey uns zu Markte gehen müssen, und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten: daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beyspiele vor uns, Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe mehrere derselben wörtlich, Grimm auf seinem Wege war geneigt sie im Sylbenmaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch, im Auszuge prosaisch näher brachte, und so verdanken wir denn

auch der raschen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Des Prinzen Mujo Krankheit.

Nach dem Bade gehen edle Türken,
Aus dem Bade kommen die Türkinnen,
Vor den Türken geht einher Prinz Mujo,
Vor den Frauen Mahmud-Paschas Gattin;
Wie so wunderschön ist der Prinz Mujo!
Wie viel schöner Mahmud-Paschas Gattin!
Und wie herrlich stehn ihr die Gewande!
Da erkrankt des Zaren Sohn, Prinz Mujo,
Um der Gattin Mahmud-Paschas willen;
Krank ging er nach seinem weifsen Hause,
Legte nieder sich auf seidne Polster.
Nach der Reihe kamen alle Damen,

Zu der Zarin, zu des Prinzen Mutter,
Aber nicht kam Mahmud-Paschas Gattin.
Drauf liefs ihr die Zarin-Mutter sagen:
„Edle Frau! du Gattin Mahmud-Paschas,
Dünkst, als ich, du dich von höhrem Range?
Todeskrank darnieder liegt mein Mujo,
Kommen sind zu ihm die Damen alle,
Du allein kamst nicht, ihn zu besuchen?"
Als dies hörte Mahmud-Paschas Gattin,
Schürzte sie sich auf Gewand und Aermel
Edle Krankenspeise zu bereiten:
Rosenkuchen in ächt goldnen Schalen,
Gelbe Serd', in silbernen Gefäfsen,
Frühlingskirschen eingekocht in Honig,
Pfirsiche vom Thaue feucht gebrochen,
Meeresfeigen und Mostarsche Trauben;
Hüllte drauf sich in die besten Kleider,
Und begab sich nach des Zaren Hofe.
Ohn' Erlaubnifs trat sie in das Haus ein,
Ohne Selam trat sie in den Erker
Wo des Zaren Sohn, Prinz Mujo, krank lag,
Und sie setzte sich zu Mujos Häupten,

Nahm heraus ein golddurchwirktes Tüchlein,
Trocknete den Schweiſs von Mujos Stirne,
Aber zu der Zarin sprach sie also:
„Solche Krankheit wie sie dieser Held hat,
Möge meinen eignen Bruder treffen,
Und mich selbst, die Gattin Mahmud-Paschas!
Krankheit nicht ergriff ihn, sondern Liebe!“ —
Als des Zaren Sohn dies Wort vernommen,
Leichten Fuſses sprang er auf vom Lager,
Hinter ihr verschloſs er seinen Erker,
Küſste drinnen sie drey weiſse Tage.
Aber bey des vierten Tages Anbruch,
Schrieb ein zierlich Schreiben Mahmud-Pascha,
Schickte es dem Zaren, seinem Herren:
„Sultan, schrieb er, lieber Herr und Zare!
Meine goldne Ent' ist mir entflogen,
Hat nach deinem Hofe sich verirret,
Schon drey weiſse Tage weilt sie dorten;
Gieb heraus sie, wenn an Gott du glaubest!“
Drauf der Zar erwiederte dem Pascha:
„Ey bey Gott, mein Diener Mahmud-Pascha,

Hab' da einen ungezähmten Falken,
Was er greift das läſst er nimmer wieder!"

Bildende Kunst.

Seit im zweyten Hefte des vierten Bandes von Kunst und Alterthum, über Inhalt und Beschaffenheit vom 25. bis 30sten Heft des großen Lithographischen Werks nach Gemälden der Galerien zu München und Schleißheim berichtet worden, sind wieder drey neue Hefte, nämlich der 31., 32. und 33ste erschienen, welche sich den vorigen würdig anschließen. Sie enthalten einige treffliche Bilder welche es wohl verdienten bekannt zu werden. Dahin rechnen wir vorzüglich die Winterlandschaft nach Ruysdael und eine Waldgegend nach Hierinx, beyde von Sedlmayr trefflich gezeichnet. Ein drittes landschaftliches Bild nach R. von

Bries, eine malerisch einsam liegende Mühle darstellend in waldiger Umgebung, bleibt nicht ferne hinter jenen zurück. Im 33sten Heft wird eine treue, von Flachenecker gezeichnete, Abbildung des bekannten von Raphael gemalten und, wie viele behaupten, ihn selbst darstellenden Bildnisses gegeben; das Blatt befriedigt durchaus, nur ist das Ohr, und wir müssen vermuthen durch ein Versehen des Zeichners, von fehlerhafter Form. Helena Forman, nach Rubens, prächtig geputzte halbe Figur ohne Hände, im 32sten Heft, läßt sich freylich mit dem vorigen in Hinsicht auf edeln Styl und reinen Geschmack nicht vergleichen, ist aber ein belebtes sehr anziehendes Bild, und der malerische Effect des Original-Gemäldes im Steindruck vortrefflich wiedergegeben, so daß dieses Blatt dem Zeichner Herrn Piloti zur großen Ehre gereicht; noch mehr aber hat eben derselbe in einem Blatt des 31sten Heftes geleistet, wo nach Govert Flink vier Halbfiguren würfelspielender Soldaten dargestellt sind. Man ergötzt

sich an dem bewundernswürdig wahrhaften und belebten Ausdruck, und in keinem andern lithographischen Blatt unserer Bekanntschaft, ist das Malerische des Vorbildes so gut verstanden, so meisterlich übergetragen; an Kraft und Sättigung wird es von keinem übertroffen, an mildem Schein und Uebereinstimmung des Ganzen geht dasselbe vielleicht allen zuvor. Die Dorfbarbierstube nach A. Brower, von E. Meyer gezeichnet, hat einen gar angenehmen silberklaren Ton, breite ruhige Massen von Licht und Schatten, auch wohl angegebene Localtinten. Zwey landschaftliche Darstellungen, eine nach Kobell von Sedlmayr gezeichnet, mit hohen Gebirgen in der Ferne, im Vordergrund zwey Pferde und Figuren von Landleuten; die andre nach P. Wouwermans von Hohe gezeichnet, eine Gegend am Meeres-Ufer darstellend, wo Fischer sich aufhalten und ihren Fang verkaufen, sind alle beyde wegen der so kräftig als deutlich ausgeführten Staffagefiguren zu loben.

Fünfzehn den ersten Band ausmachende Hefte eines bey C. Haas in Wien erscheinenden Kupferwerks nach Gemälden der K. K. Bildergalerie im Belvedere, sind am gehörigen Ort (K. u. A. Band 4. Heft 2. S. 113.) angezeigt und gewürdigt worden.

Vom zweyten Band erschienen zeither wieder 12 Hefte, nämlich No. 16—27, und auch diese sind mit Abbildungen einiger sehr merkwürdiger Bilder ausgestattet, von denen wir nur zur Gewährschaft die Darstellung im Tempel von Fra Bartolomeo, ein Votiv-Bild von Paul Veronese, eine heilige Familie von Rafael, und eine heilige Justina von Pordenone anführen wollen, übrigens aber gestehen, daß uns von dieser Seite betrachtet der erste Band Vorzüge vor dem zweyten zu haben scheint; auch mögen wohl die Kupferstiche jenes ersten Bandes überhaupt sorgfältiger ausgeführt seyn, obgleich mehrere der Kupferstecher welche dort verdienstliche Blätter geliefert, wieder auftreten. Hingegen ist der Text in diesem

zweyten Bande von weit besserer Beschaffenheit. Zu Wenigem können wir uns nicht völlig als einverstanden bekennen, bey weitem das Meiste was der Verfasser sagt und urtheilt, scheint uns wohl begründet. Woher aber diese Veränderung zum Bessern sich herschreibe, ob eben der Text in den hiezu gehörigen Heften von anderer Hand herrührt, oder ob vermehrte Sorgfalt und neu erworbene Kenntnisse das Gute bewirkt, müssen wir unerörtert lassen.

Schon oft, wenn in diesen Blättern Kupferstiche oder andere denselben verwandte Kunsterzeugnisse anzuzeigen waren, ist es geschehen, daß zwar die Ausführung, aufgewendeter Fleiß und Kunstfertigkeit gebührliches Lob erhielten, die nicht genug überlegte Wahl der Vorbilder aber mißbilligt werden mußte: denn kein Kupferstich oder anderes in dies Fach einschlagende Werk wird einer dauernden wirklichen Werthschätzung sich zu erfreuen haben,

woferne dem nachgebildeten Stück das Hauptverdienst geistreicher Erfindung abgeht. Schöne und großartige Formen, kunstgerechte Anordnung, auch zweckmäßig vertheiltes Licht und Schatten sind ebenfalls Eigenschaften welche bey der Wahl eines Vorbildes für Kupferstich oder lithographische Arbeit in Betracht kommen, weil sie ihrer Beschaffenheit gemäß auf dergleichen Nachbildungen können übergetragen werden, das Anziehende derselben vermehren und selbst in den geistigen Gehalt der Darstellung oft wesentlich eingreifen. Ist aber ein Gemälde vornehmlich nur wegen des guten Colorits in Ansehen, bewundert man zunächst die kühne Meisterschaft des Pinsels, oder den geduldigen auf Ausführung des Details verwendeten Fleiß, so kann ein solches Gemälde unmöglich für Kupferstich und eben so wenig für Lithographie taugen; die Mühe des Künstlers, wie trefflich er auch übrigens in seinem Fach arbeiten mag, wird bey der Wahl eines solchen Vorbildes verloren seyn.

Ein großes Blatt von dem Kupferstecher Herrn C. Rahl in Wien, welcher schon mehrere vom Publicum günstig aufgenommene Arbeiten geliefert, macht durch wohlgetroffene Wahl des Vorbildes dem Kunstverstand dieses Meisters, wie durch das Verdienstliche der Ausführung seiner Geschicklichkeit Ehre. Es enthält die Geschichte von der Darstellung im Tempel, und ist nach einem der geschätztesten Werke des berühmten Florentiners Fra Bartolomeo di San Marko, Rafaels würdigem Freunde, Zeit- und Kunstverwandten gestochen. Edle Simplicität waltet durch die ganze Composition, die einzelnen Glieder sind elegant angeordnet und die Charaktere besonders der Hauptfiguren voll Würde; dem entsprechen auch Formen und Falten, breite, kräftig, alles wohl aus einandersetzende Schatten, wechselnd mit ruhigen, nie zur Unzeit unterbrochenen Lichtmassen, welche zwar keine frappante aber doch eine gefällige Wirkung hervorbringen.

Diese sämmtlichen vom Gemälde für den

Kupferstich dargebotenen Vortheile hat Herr Rahl verständig benutzt und ein Blatt geliefert welches den vorzüglich gelungenen kann beygezählt werden. Hinsichtlich auf das Uebereinstimmende der Behandlung in allen Theilen wird es freylich der von Müller gestochenen Madonna nach Rafaels Gemälde zu Dresden, so wie der Vermählung der Heiligen Jungfrau, ebenfalls nach einem Gemälde Rafaels der Mayländer Galerie angehörig, von Longhi gestochen, nachgesetzt werden müssen. Die genannten beyden Kupferstecher wußten ihren Schatten reinere Klarheit zu ertheilen, mehr Kraft und Sättigung. Ihren Blättern gegenüber ist Hrn Rahls Stich auch dadurch im Nachtheil, daß überall wo dunkle Schattenpartien gegen lichtere Töne in Grund oder Gewändern absetzen, ein heller Saum entsteht der nicht angenehm auffällt und die Umrisse an solchen Stellen etwas hart erscheinen läßt. Hingegen sind mehrere Köpfe schön behandelt, treu nachgebildet, vortrefflich an Geist und Aus-

druck. Ueber alle zeichnet sich der Kopf des Simeon aus; so ist auch das gutmüthige Gesicht der knieenden Heiligen wohl gerathen; ferner die ganze Figur des nackten segnenden Christkindes lobenswerth, und die des Heiligen Joseph, welcher herantretend Tauben zum Opfer bringt, mag billig ein Meisterstück genannt werden.

Das Gemälde des Fra Bartolomeo, nach welchem Herr Rahl gearbeitet, zierte ehemals die Galerie zu Florenz und ist aus derselben durch Tausch an die Wiener Gemäldesammlung übergegangen; immer galt es für eine der vorzüglichsten Arbeiten des großen Meisters und wurde deßwegen in das bekannte von Gavin Hamilton herausgegebene Werk Scuola Italica aufgenommen. Jener Kupferstich von Campanella aber, kaum den vierten Theil so groß als das hier angezeigte Blatt von Rahl, steht hinter demselben auch eben so weit in treuer Nachbildung des Originals, Sorgfalt und Fleiß der Ausführung zurück. Zum 17ten Heft der bey C. Haas in Wien herauskommenden K. K. Bil-

dergalerie hat S. Langer, nach eben diesem Gemälde, ein kleines sauber gestochenes Blatt geliefert.

Brüggemanns Altar im Dom zu Schleswig. Lithographirt von C. C. A. Böhndel. 1. Heft groß Fol.

Im Dome zu Schleswig befindet sich im verschlossenen Chor ein Altar, reichlich geziert mit Schnitzwerken aus Eichenholz, meistens auf die Leidensgeschichte des Heilandes bezüglich, welcher Altar bis 1666 in der Klosterkirche zu Bordesholm gestanden und laut der darauf befindlichen Jahrzahl im Jahr 1521 beendigt ist. Der Meister nannte sich zwar nicht, indessen giebt es schriftliche Nachrichten welchen zufolge derselbe Johannes Brüggemann hieß, aus Husum gebürtig war und nebst Gehülfen an dem erwähnten Werk sieben Jahre lang arbeitete.

Abbildungen von sämmtlichen Schnitzwerken des Altars und wie solche angebracht sind,

will Herr Böhndel, besage einer eigens gedruckten Einladung zur Subscription, in 37 Blättern und diese in sechs Lieferungen getheilt erscheinen lassen; jede Lieferung wird den Subscribenten drey Thaler Sächsisch kosten. Die uns vor Augen liegende erste Lieferung enthält:

1) Dedication an den Prinzen Christian Friedrich von Dänemark, mit den beyden Figuren Königs Christian II. und dessen Gemahlin Isabelle auf Säulen stehend.

2) Abbildung der Schrift am Sockel des Altars.

3) Leichter Umriß des ganzen Brüggemanischen Werks.

4) Die Fußwaschung.

5) Das Abend- oder Liebesmahl, wie die ersten Christen es feyerten.

6) Feyer des Osterlammes der Kinder Israel, in Pilgerkleidern zur Reise gerüstet.

7) Verrath und Kuß des Judas.

8) St. Joseph knieend in betender Stellung.

Kunstverdienst ist Brüggemanns weitläufigem Werk nicht abzusprechen, und durch Bekanntmachung desselben sehen wir mit Vergnügen die dürftigen Kenntnisse von ältern deutschen Künstlern um einen wackern Meister vermehrt, dessen Geschmack und Kunstvermögen ungefähr mit dem seines vielleicht etwas ältern Zeitverwandten Adam Kraft aus Nürnberg verglichen werden dürfte, und wir müßten sehr irren wenn Brüggemann seinen damals zu Nürnberg blühenden Kunstgenossen gänzlich fremd gewesen wäre.

Die von Herrn Böhndel gelieferten lithographischen Abbildungen sind wie mit der Feder gezeichnet und sehen alten Holzschnitten aus A. Dürers und L. Cranachs Zeiten ähnlich, welche Behandlungs-Art mit Verstand gewählt ist, weil sie am besten das Eigenthümliche der alten Schnitzwerke treulich darzustellen sich eignet. Wir zählen darum auch diese Blätter, vor allen den trefflich gelungenen, von Brüggemanns Kunst einen würdigen Begriff er-

weckenden St. Joseph, den besten in neuerer Zeit versuchten Abbildungen altdeutscher Kunstwerke bey, und wünschen ihnen beym Publicum geneigte Aufnahme. Bedenken wir übrigens im Allgemeinen die jetzt herrschende Thätigkeit Werke des älteren Kunstgeschmacks in der Baukunst, Malerey und Bildhauerey, durch lithographische und in Kupfer gestochene Abbildungen bekannt zu machen, so regt sich die wohl nicht ganz ungegründete Sorge: es dürfte dem kunstliebenden Publicum von dieser Seite zuviel zugemuthet und der Markt endlich übertragen werden; nichts aber müßte nachtheiliger wirken als der Ueberdruß, weil alsdann das Gute ja das Vortreffliche selbst mit dem Schlechten und Mittelmäßigen gleicher Verschmähung Preis gegeben würde.

Aus dem Königl. Lithographischen Institut zu Berlin, dessen Verhältnisse, Zwecke und Beziehungen wir weiter

nicht kennen, liegt uns eine Anzahl Blätter vor Augen, welche kurz angezeigt zu werden verdienen; alle sind im Laufe dieses Jahres entstanden. Die lithographische Technik erscheint durchgängig ehrenwerth, an einigen sogar von ausgezeichneter Beschaffenheit, dem Geschätztesten in diesem Fache vergleichbar.

Vier Standbilder Preussischer Feldherrn, angefertigt auf Befehl Sr. Maj. des Königs, vom Prof. C. Rauch, Abbildungen in Steindruck, nebst dem Bildnisse des Künstlers. Berlin bey Lüderitz 1824.

Das Bildniß des verdienstvollen Herrn Prof. Rauch ist in einer angenehmen weichen Manier auf Stein gezeichnet, von Seite der Aehnlichkeit wenigstens nicht mißrathen und der Kopf hübsch gerundet. Höher einfallendes Licht hätte den Augen mehr scheinbare Vertiefung gegeben und die Nase besser vortreten lassen. So würden auch etwas bestimmter angegebene Züge den Ausdruck, das Lebendige vermehrt haben.

Von den Standbildern der Feldherren stellen zwey den Fürsten Blücher dar: eins bereits in Erz gegossen und vollendet, in rasch vordringender Stellung wie aufrufend zum Kampf und Sieg, welches zu Breslau errichtet werden soll; das andere, wo der Held ruhiger doch mit gezogenem Säbel steht, den linken Fuß auf einem zerbrochenen Geschütz, ernst hinschauend, gleichsam auf den Gang einer eben geschehenden Schlacht. Diese Statue für Berlin bestimmt, ebenfalls aus Erz gegossen, ist gegenwärtig ihrer Vollendung nahe.

Die dritte und vierte Statue stellen Scharnhorst und Bülow aus Marmor gearbeitet dar; jenen sinnend, eine Papierrolle in der Hand und gelehnt an den Stamm eines Lorbeers dessen Aeste gestützt und blätterlos erscheinen, seiner Wurzel aber entsprießt ein frisches Reis. Bülow steht, die rechte Hand in die Seite gestützt, mit der linken das Schwert haltend, den Blick in die Ferne gerichtet. Beyde Statuen stehen zu Berlin bereits seit ein Paar

Jahren auf dem für sie bestimmten Platz. Gezeichnet sind alle diese vier Figuren mit sicherer Hand, die Schatten kräftig angedeutet, nicht zum Zweck malerischer Wirkung sondern nur um die Gestalt der Glieder und der Faltenpartien der Gewänder besser zu zeigen.

Bildniß des Generals Grafen von Gneisenau. Saubere Behandlung überhaupt, Gesicht und Gebärde belebt und ausdrucksvoll. Das Natürliche, Uebereinstimmende in den Zügen läßt auf Aehnlichkeit schließen. Betrachtet und beurtheilt man das Werk nach Kunstregeln, so giebt dasselbe zu folgenden Erinnerungen Gelegenheit. Die Halbschatten auf der Lichtseite des Gesichts scheinen stärker als der Wirkung des Ganzen zuträglich ist. Die Ordenskreuze, Bänder, Sterne so wie die beyden enormen Epaulettes sind störend und würden es noch mehr seyn, wäre das Bildniß nicht nach Weise der neusten englischen Kupferstiche auf dünnes gelbliches Papier abgedruckt. Insofern keine Hand zum Vorschein kommen sollte,

hat der Maler oder Zeichner des Bildnisses zu viel vom Körper sehen lassen, es ist weder Brustbild noch Halbfigur. Der untere Theil des Bildes erscheint daher leer, zumal da die Bekleidung aus einem knapp anschließenden Monturrock besteht, der widrige Durchsichten zwischen Körper und Armen veranlaßt. Eine schon anderwärts gemachte Bemerkung mag hier wiederholt werden, die nämlich: daß es nicht gut ist am einzelnen Bildniß, woferne dasselbe nicht mit andern Figuren in Beziehung steht, in Handlung gesetzt ist, den Blick der Augen abgewandt darzustellen: denn der Beschauer eines solchen Portraits wird unwillkührlich diesem Blick folgen den Gegenstand zu suchen, und dadurch aus dem Raum des Bildes herausgezogen unbefriedigt zur Betrachtung desselben zurückkehren. Entgegnend möchte man uns vielleicht ein großes Meisterstück im Portraitfach anführen, das Bildniß des Cardinal Fedra Inghirami von Rafael, dessen Blicke aufwärts gerichtet sind; allein der Cardinal ist in der

Handlung des Schreibens dargestellt und hebt innehaltend die Augen, um einen Gedanken und den schicklichsten Ausdruck für denselben zu erfassen.

Hiermit soll aber durchaus nichts gesagt seyn welches dem Bildniß des Grafen von Gneisenau zum Nachtheil gereichen könnte, sondern es ist bloß von einer allgemeinen, doch freylich oft vernachlässigten Kunstregel die Rede. Aber diese und andere guten Regeln sind nicht willkührliche Gesetze, nicht Uebereinkunft mit wechselndem Zeitgeschmack; sie sind im Gegentheil Erwerb des Nachdenkens und der Erfahrungen der besten Meister mehrerer Jahrhunderte, ja aller Zeiten in denen die Kunst fröhlich geblüht, und nur aus der Nichtbeobachtung derselben sind die bekannten Verirrungen der Künstler entstanden.

Zwey halbe Figuren, eine männliche und eine weibliche, Bildnisse von einem nicht be-

kannten, wahrscheinlich der venetianischen Schule angehörigen Meister. Die Frau von vorn gesehen, schönes Gesicht und volle kräftige Gestalt, legt dem vor ihr stehenden Manne die rechte Hand auf die Schulter, der hingegen ihre linke anfaßt und an den Zeigefinger derselben einen Ring steckt. Das Ganze ist lieblich gedacht und angeordnet; durch den Gegensatz breiter Massen von Licht und kräftiger Schatten herrscht überall gefällige Ruhe und Deutlichkeit; wußte der Meister gleich nicht vollkommen richtig zu zeichnen, so besaß er doch eine gewisse edle Großartigkeit im Styl. Der starre bedeutungslose Blick der Frau mag wohl von einer beschädigten und aufgemalten Stelle im Originalbilde herrühren; denn übrigens hat der lithographische Zeichner Herr Tepe, wie mit großer Nettigkeit so auch mit Geschmack und Kunstverstand gearbeitet.

D. Joh. Gasparis (?) Beretta Halbfigur mit Händen, angeblich nach einem Ge-

mälde des Murillo, auf Stein, gezeichnet von P. Sudré.

Im Ordenshabit, am Tisch in einem Lehnstuhle sitzend, hält er ein Heft Papier in der linken Hand, in der andern die Feder. Im Grunde sieht man eine Repositur voller Bücher und vor derselben einen aufgezogenen Vorhang. Der Kopf ist belebt, hat Charakter und markirte Züge. Die Hände und das Papierheft erscheinen gegen das Uebrige zu grell beleuchtet; allein wir rechten nicht darum, denn wer weiß ob das Originalgemälde noch in ganz unverletztem Zustande sich befindet. Im Falle hier wirklich der Benedictiner Gasparo Beretta, von Pavia gebürtig, dreißig Jahre lang Lehrer der Philosophie und Theologie an dortiger Universität, dargestellt ist, so wäre das Gemälde nicht wohl dem Murillo zuzuschreiben, als welcher 1613 geboren war und bis 1685 lebte; Beretta aber, erst 1660 geboren, muß nach Maßgabe des Bildnisses zwischen funfzig bis sechzig Jahre alt gewesen seyn da er gemalt wurde; folglich entstund das Werk

da Murillo wenigstens schon fünf und zwanzig Jahre todt war.

Ein ältlicher Mann in niederländischer Volkstracht wohl angezogen, das Haupt mit einer Pelzmütze bedeckt, raucht sein Pfeifchen an einem Tische sitzend, behaglich aufgelehnt und das Bein übers Knie geschlagen; in der Hand hält er ein Zeitungsblatt, neben ihm auf dem Tische steht ein Kohlenbecken und vor ihm ein schlichter Stuhl mit strohgeflochtenem Sitze, vielleicht einem noch erwarteten Gesellschafter bestimmt. In der Tiefe des Grundes liest man

F. STAPE. PT. F.

Der weiter nicht bekannte Hr. F. Stape scheint ein wackerer Niederländischer Maler der spätern Zeit zu seyn, vielleicht noch jetzt lebend und, so gut es gehen will, nachschreitend den edlen Vorfahren. Sein Bild umständlicher zu beurtheilen ist nicht unsere Absicht, sondern es gilt hier vornehmlich der lithographi-

schen, von Herrn Lüderitz verfertigten Abbildung, welche ausgezeichnet durch fleißige reinliche Behandlung eins der am besten gelungenen Blätter dieser Art ist.

Die vier Jahreszeiten nach Carlo Lotti einem venetianischen Maler, von den Italiänern auch wohl Carlotto genannt. Er lebte von 1611 bis 1698 und soll des Liberi Schüler gewesen seyn. Damals hatten Ernst und Tiefe in der Kunst abgenommen und die Maler des zweyten und dritten Ranges verfertigten nur zu oft Bilder bloß um Fertigkeit zu zeigen, und die Sinne zu ergötzen. Figuren verschiedenen Alters und Geschlechts, ein wenig Nacktes, gefällige Zusammenstellung und Beleuchtung wurden als die Haupterfordernisse betrachtet; um Gedanken, Gehalt und höheres Bedeuten war es weniger zu thun; und von dieser Art Werke ist das lithographisch von Herrn L. Wolf trefflich nachgebildete Gemälde des Carlo Lotti.

Eine jugendliche weibliche Figur, das Haar mit Blumen durchwunden und sonach das Frühjahr bedeutend, liegt nach Art der Venusbilder des Tizian ganz nackt auf untergebreitetem Gewand. Sie hält einen Becher, welchen ein junger halbnackter, vermöge eines Kranzes von Weinlaub den Herbst vorstellender Mann vollgießt. Ceres, in frischen Jahren, vollbusig, mit großem Aehrenkranz geschmückt scheint dem Frühjahr freundlich zuzusprechen, und hinter diesem guckt vom Rande des Bildes ein bärtiger umhüllter Alter herein, die Hand über einem Kohlenbecken wärmend.

Eben so geringer Aufwand von Gedanken findet sich in einem andern lithographisch auch ganz befriedigend von Weber gebildeten Gemälde, welches aus Parmesans Schule herzurühren scheint, und besage des Titels Jupiters Abenteuer mit der Antiope darstellen soll. Zwey Nymphen baden im kühlen von Bäumen umschatteten Quell; die eine sitzt und macht Anstalt sich die Füße zu

trocknen, die andere dem Bade entsteigend, zeigt den Rücken und will eben ein Gewand überwerfen. Zwey Ziegenfüßler nähern sich den Schönen, der eine betrachtet ihre Reize lüstern, der andere reicht der sitzenden Nymphe demüthig und bittend eine Traube dar. Zwey über den Nymphen schwebende Liebesgötter bedrohen die Satyre mit ihren Geschossen.

Cain flieht und Abel liegt erschlagen; der Grund zeigt eine einsame Gegend mit den Altären der beyden Brüder; Sturm bewegt die Bäume, die Luft ist düster und aus hängenden schwarzen Gewitter-Wolken brechen glänzende Strahlen hervor, die besonders die Figur des Mörders energisch beleuchten. Das Blatt thut eine kräftige Wirkung und ist in allen Theilen sorgfältig ausgeführt. Angeordnet wäre das Ganze hinlänglich gut; allein der Erfindung gebricht es an Poesie, und nicht unbillig möchte man selbst deutlichere Darstellung des Gegenstandes wünschen. Denn da Cain bloß flieht

und nirgends eine Waffe sichtbar ist, so wird weder anschaulich wie Abel umgekommen, noch weniger daß der Fliehende den Mord verübt. In einem Gemälde des Benedetto Lutti, welches eben diesen Gegenstand darstellt, geschah den Erfordernissen der Kunst besser Genüge, indem Lutti den Cain zwar auch fliehend bildete, aber noch die Keule in der Hand, womit er den Bruder getödtet; auf Wolken erscheint der ewige Vater zürnend und über den Verbrecher den Fluch aussprechend.

Mit keineswegs gratioser Gebärde steht Amor an einen Fels gelehnt, dergestalt übergebogen daß er mit dem obern Theil des Körpers zu liegen und sich zu wälzen scheint. Der ungezogene Junge hält mit beyden Händen einen Pfeil empor, auf dessen Spitze ein armer Schmetterling gespießt flattert. Hübsch, mit Zügen welche an Correggio erinnern, ist der Kopf des Knaben, hat aber alles Verhältniß überschreitende große Augen. Die fehlerhafte Zeichnung am Körper, besonders an den

Beinen, auch an den Füßen fällt unangenehm auf; der reiche Grund von Felsen, Rosengebüsch und Wasserfall ist trefflich ausgeführt und die Wirkung des Ganzen kräftig, obwohl gegen die Art wie der Künstler das Licht vertheilt hat Einwendungen Statt finden möchten. Lithographisch ist dieses von Werner gezeichnete Blatt eins der gelungensten und läßt wenig zu wünschen übrig.

Zwey Landschaften, eine mit dem Prospecte des Schlosses Castellamonte in Piemont, von Bacler D'Alba gezeichnet. Einige trübe Stellen im Vordergrund abgerechnet, ein schönes Blatt mit heller Luft, duftiger Ferne, wohlgezeichneten Eichenbäumen und niedlichen Staffagefiguren. Bey der andern dieser Landschaften hat der Zeichner sich nicht genannt. Sie stellt eine Parkgegend dar mit aufgebauten Felsen, Grotten, über denselben angelegter Otaheitischer Hütte, nebst noch andern Naturschönheits-Requisiten, alles fleißig mit Kunstfertigkeit vollendet. Mehr entschie-

dene ruhige Massen von Licht und Schatten würden der Wirkung des Ganzen zuträglich gewesen seyn.

Dieses Blatt ist auf dünnes gelbliches Papier abgedruckt; eben so:

Ein schönes weibliches Bildniß, halbe Figur, im Sessel sitzend und die Hände übereinander gelegt; der Grund eine weite Aussicht auf Hochgebirge. Man erkennt, wiewohl keine Unterschrift solches andeutet, die berühmte Mana Lisa des Leonardo da Vinci. Der lithographische Zeichner hat viel Fleiß und Sorgfalt auf die Ausführung verwendet; mehrere Stellen seiner Abbildung geben jedoch zu erkennen daß des L. da Vinci Originalgemälde im Lauf der Zeit manche Beschädigung erfahren; demungeachtet bleibt dieses lithographische Blatt immer noch eins der erfreulichsten.

Bildniß des Lord Byron, halbe Figur, den Kopf auf die Hand und den Ellenbogen

auf vor ihm liegende Papiere gestützt, auf denen man Titel mehrerer seiner Gedichte lieset; der Grund zeigt Trümmer eines Tempels, Meer, eine Flotte und ein brennendes eben in die Luft springendes Schiff. Unter dem Bildniß ist in Gestalt einer Vignette angebracht: Byrons Denkmal an welchem ein trauernder Genius steht, umher im Cypressenhayn die Denkmäler des Miltiades, Aristides und Themistokles. Es ist dieses lithographische Blatt, welchem wahrscheinlich ein englischer Kupferstich zum Grunde liegt, eine französische Arbeit, von Maurin gezeichnet und bey Villain gedruckt. Byron hier beynahe im Profil dargestellt hat regelmäßige schöne Züge, mehr bedeutsam und geistreich als anziehend; besonders ist der feurige Blick seines offenen Auges fast abstoßend herbe. In wieferne solches der Wahrheit gemäß ist, werden die am besten beurtheilen, denen der außerordentliche Mann im Leben bekannt war. Die lithographische Arbeit ist sehr zierlich, reinlich und kräftig.

Der Herzog von Berry hatte bey Lebzeiten eine Sammlung von Arbeiten der neuern großentheils jetzt noch lebenden französischen sogenannten Genre-Maler angelegt, und mit Vergünstigung der verwittweten Herzogin wird diese Sammlung gegenwärtig unter dem Titel: Galerie de S. A. R. Mad^{me} la Duchesse de Berry. Ecole française, Peintres modernes, in lithographirten Blättern vom Chevalier Bonnemaison Directeur de la Restauration des Tableaux du Musée Royal etc. herausgegeben. Seit 1822, da dieses Werk begonnen worden, sind bereits zehen Hefte desselben erschienen; jeder Heft enthält vier Bilder und auf beygelegten Blättern schön gedruckt, wahrscheinlich vom Herausgeber selbst abgefaßt, die oft nöthige Auslegung des Inhalts der Gemälde, zuweilen auch, vornehmlich bey schon verstorbenen Künstlern, Nachrichten von ihrem Leben, Herkunft u. s. w.

Das gedachte Werk von der Galerie der Duch. de Berry wird für das Beste gehalten

was die Franzosen im lithographischen Fach bis jetzt geleistet haben; einige Blätter in demselben sind von den Meistern deren Gemälde sie darstellen selbsteigenhändig auf die Steinplatten gezeichnet und unterrichten sonach bestmöglichst über das Wesentliche ihrer Kunst. An allen ist der sorgfältige Fleiß, die nette, reinliche Ausführung zu loben; einige zeichnen sich durch Kraft und auffallende Wirkung aus; wie z. B. im ersten Heft die Chambre des petits Savoyards, nach Bonnefond; im siebenten die Predigt des S. François de Paule nach Delassus und Champ de Blé nach Demarne; im achten La bonne mere nach Genot, nebst noch andern. Zuweilen gelang es nicht ganz den dunkeln Schatten viel Sättigung und angenehme sammtartige Glätte zu ertheilen, wodurch sich vornehmlich die vorgenannten Blätter Chambre des petits Savoyards, S. François de Paule und Champ de Blé empfehlen, welche überhaupt für die am besten ausgeführten Stücke gelten können. In dem Exemplar

welches für die gegenwärtige Anzeige benutzt wird, sind alle Bilder auf mattgelbes halbdurchsichtiges Papier abgedruckt, woher sie eine gewisse Wärme und mehrere Uebereinstimmung im Ganzen erhalten. Da der gelbliche Ton nicht durch eine eigene Tonplatte hervorgebracht wird, sondern durch die Farbe des Papiers entsteht, so zeigen sich nirgends weiße scheinbarlich aufgehöhte Stellen und das Verfahren gleicht mehr dem der Hamburger Lithographen als jenem der Münchner und Stuttgarder.

Kraft des Vorhergehenden nun sind die Fortschritte der lithographischen Technik in Frankreich außer Zweifel gesetzt und die gelungensten Blätter in mehrerwähntem Galerie-Werk bestehen die Vergleichung mit den guten und besten Steindrücken welche aus deutschen Anstalten hervorgegangen.

So bedeutend indessen die Verbesserungen der Lithographie in Frankreich gewesen seyn mögen, so scheinet sie doch daselbst, wie in andern Ländern auch, den einen Hauptpunct noch

nicht erreicht zu haben, nämlich, daß man über den jedesmaligen Erfolg der Arbeit völlig sicher wäre, so in Hinsicht des Zubereitens der Steinplatten vor dem Abdrucken, wie in Betreff der Abdrücke selbst. Denn wiewohl eben dem in Anzeige stehenden Galerie-Werk alle erforderliche Sorgfalt zugewendet worden, so bemerkt man doch in den Blättern desselben zuweilen undeutliche Stellen; manchmal sind die dunkelsten Schatten bloß finstere schwarze Flecke, und andere Stellen kommen vor wo im Abdruck einiges muß ausgeblieben seyn; in solchen Fällen haben dann besonders die breiten Massen von Mitteltinte ein trübes nicht angenehmes Aussehen gewonnen.

Von dem was die Franzosen Tableaux de Genre nennen hat man in Deutschland selten einen klaren Begriff und einen noch beschränktern darüber was gegenwärtig ihre Maler in solchem Fache leisten. Heroische und mythologische Darstellungen ausgenommen, erstreckt sich jene Benennung überhaupt auf kleinere Bilder

verschiedenartiger Gegenstände; aus dergleichen Bildern nun besteht die Galerie der Herzogin von Berry, und gewährt folglich über die heutige französische Kunst in solcher Art von Werken, ihre Verdienste und Eigenthümlichkeit, schätzbare Aufschlüsse.

Durch zierliche Behandlung empfehlen sich diese Bilder sämmtlich, wie selbst die lithographischen Abbildungen zu erkennen geben; doch scheint die Ausführlichkeit nie auf den hohen Grad getrieben wie vormals in den Niederlanden von G. Dow, Mieris, Slingelandt, in Deutschland von Denner geschehen, vielmehr ist auf leichtes bequemes Handhaben des Pinsels großer Werth gelegt und diese Eigenschaft auch in den Erklärungen überall geflissentlich hervorgehoben. Hohen muntern Farben begegnet man oft, selten warmen wahrhaften Fleischtinten; dahingegen trachten viele Künstler nach malerischem Effect der auch einigen wohl gelingt, andere aber sündigen durch schneidende gewaltsame Gegensätze. Ein gewisser Geschmack in der

Zeichnung, beynahe sind wir versucht es Styl zu nennen, herrscht, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgängig, selbst die mit der Kunst sich befassenden Frauen von denen die Galerie Berry Gemälde aufzuweisen hat, eine Madame Anzou, Mad. Hautebourg Lescot, Mlle Gerard und die bekannte Mad. Le Brun zeichnen bestimmter, wissenschaftlicher und besser als die Malerinnen anderer Nationen zu thun pflegen.

Der aufgezählten verdienstlichen Eigenschaften ungeachtet befriedigt dieses Galerie-Werk den Beschauer nur wenig, in soferne derselbe auf den Inhalt der Bilder, auf Erfindung und Werth der Gedanken achtet. Von allen den vierzig in vorliegenden zehn Heften des Werks nachgebildeten Gemälden besticht wohl das eine und andere augenblicklich, nach ernstlichem Prüfen aber dauernden Kunstgenuß zu gewähren vermag keines. Die Technik freylich ist ehrenwerth und Geistlosigkeit kann ihnen mit Recht nicht vorgeworfen werden, doch gedankenlos

scheinen sie uns in gewissem Sinne wirklich zu seyn, das heißt, es fehlt ihnen durchgängig an poetischem Fundament. Nirgends findet sich eine Idee und consequente Entwickelung derselben, oder dichterischer Stoff richtig empfunden, und mit nichts Fremdartigem belästigt; einmal nur kommt der Versuch vor den Mangel an Poesie durch sentimentalisch Rührendes zu ersetzen. Von solcher Art ist die Famille malheureuse im 9. Heft, angefangen von Mlle Meyer und nach deren Tode ausgeführt von Prud'hon: ein noch junger Mann, ärmlich im Dachstübchen wohnend, sehr krank und schwach wird von seiner Gattin unterstützt, drey Kinder weinen um ihn. Zufolge der lithographischen Nachbildung gelang der Ausdruck von hinfälliger Schwäche und Uebelbefinden im Kranken, jammernder Klage in der Frau und den Kindern ziemlich wohl, auch läßt sich gegen die Anordnung der Figuren wenig einwenden; das Licht ist gut vertheilt, der Schatten klar; aber das Ganze spricht den Beschauer keineswegs ver-

gnüglich an, befriedigt ihn nicht sondern erregt vielmehr das penible Mitgefühl der Noth, der Dürftigkeit, des Unglücks.

In einem Bilde des ersten Hefts, Une des Croisées de Paris etc. betitelt und gemalt von der Madame Auzou, ist das bezielte Rührende völlig zwecklos und überdem die Bedeutung verfehlt. Auch hier ist die Scene in einer Dachstube, aus deren Fenster niederschauend eine kranke Mutter mit drey Kindern verschiedenen Alters dargestellt ist. Die Gebärden der vier Figuren verkünden lebhaftes Interesse an etwas so außer dem Bilde in der Tiefe vorgeht und man wird aus der gedruckten Erklärung belehrt: diese interessante Familie schaue im Jahr 1814 am Tage der Ankunft König Ludwigs XVIII. zu Paris so eben seine Majestät vorüberziehen. Ist, möchten wir alle Kundigen fragen, irgend ein Beyspiel noch größerer Verirrung in der Kunst bekannt? oder, ist ein solches auch nur möglich?

Merkwürdig in ungefähr ähnlicher Beziehung ist auch ein Bild im zweyten Heft, wo der Künstler, eben weil er rühren wollte, seine außerdem löbliche Arbeit so zu sagen mit einem einzigen Zug gänzlich verpfuscht. Das Werk führt die Unterschrift Maison à vendre und ist verfertigt von Martin Drolling aus Bergheim bey Schlettstadt, 1817 zu Paris gestorben. Derselbe stellte das Innere einer ländlichen Wohnung dar, an deren offenstehender Thüre sitzt eine alte Frau ein großes aufgeschlagenes Buch (die Bibel) vor sich auf den Knieen haltend, in welchem sie mit zufriedener Aufmerksamkeit liest; zunächst bey der Alten sitzt auf der Thürschwelle ein kleiner Knabe, abgewendet ins Freye sehend, die Aussicht geht über Felder auf eine andere ländliche Wohnung im Mittelgrunde; alles wird von abendlicher Sonne beleuchtet, thut stille angenehme Wirkung, und nichts würde den Begriff von dem Zustand friedlicher beglückter Ruhe stören, hätte nicht Herr Drolling unbedacht und bewußtlos dessen

was er gemacht sowohl als dessen so er machen wollte, einen Zettel mit den Worten Maison à vendre auf die Thüre gemalt, wodurch der Beschauer sogleich an Schulden, Noth und Austreiben durch Gläubiger erinnert, die behagliche Stimmung verliert und in eine unbehagliche versetzt wird. Aus Geldmangel und Schulden mögen im Leben wohl manche Verlegenheiten entspringen, niemand bezweifelt's, auch nimmt die Sache zuweilen gar ein tragisches Ende, aber eigentlich ästhetisch sind darum solche Situationen noch nicht.

Minder störend zwar, indessen doch werth bemerkt zu werden, ist das Versehen in dem Bilde l'Ecrivain public aus dem fünften Heft, wo Mad. Haudebourg Lescot einen der Schreiber abgebildet, welche zu Rom an Festtagen auf öffentlicher Straße schreibensunkundigen Landleuten gegen geringen Lohn die in ihren Angelegenheiten nöthigen Briefe verfertigen. Hier steht eine hübsche Fraskatanerin, festlich gekleidet, neben der etwas schalkhaft

aussehenden Vertrauten, dem an seinem Tische sitzenden Schreiber gegenüber um sich einen Brief an den abwesenden Geliebten zu bestellen; nebenan harrt ein Schäfer des Gebirgs (Montanaro), ruhig lehnend bis jener Brief fertig seyn wird und er seine Angelegenheit vorbringen kann. So weit wäre alles gut und zu loben, aber am andern Ende des Bildes hinter den Frauen, sitzt, ohne alle Beziehung auf den erwähnten Vorgang, ein Knabe die im Kloster erhaltene Suppe verzehrend.

Die Kunst der jetzt lebenden französischen Peintres de Genre zeigt sich von der vortheilhaftesten Seite in den sogenannten Intérieurs, deren die Galerie der Herzogin von Berry mehrere enthält; dieselben stellen innere Ansichten gothischer Kirchen dar, schauerliche Gewölbe, Hallen welche Aussichten ins Freye gestatten, Höfe und Treppen von Gebäuden. Das gesammte Malerische oder auch nur vermeint Malerische der Architektur nimmt diese Gemälde-Gattung in Anspruch, selbst das Innere bür-

gerlicher und ländlicher Wohnungen schließt sie nicht aus. Durchgängig empfehlen sich die Werke des genannten Fachs mit wohlverstandener Perspective, kräftiger Beleuchtung, mehrere auch mit wohlgezeichneten Staffage-Figuren und auf das Detail verwendetem Fleiß, der freylich zuweilen mehr scheinen als seyn will und sodann in das minutiös Affectirte verfällt. Als Beweis mag der Umstand gelten, daß auf dem Bilde wo der heilige Ludwig im Gefängniß die ihm von den Ungläubigen angebotene Krone verschmäht, nicht weniger als vier und vierzig Spinnengewebe angedeutet sind. Ferner möchte sich hie und da einiges über die Wahl der Gegenstände erinnern lassen. Die Darstellung vom Innern der zu einem Pferdestall und Heumagazin umgewandelten Dominicaner Kirche zu Lyon, übrigens eins der trefflichsten Blätter des ganzen Galerie-Werks, war unserer Meinung nach vom Maler ein falscher Griff; denn es ist damit ein ganz anderer Fall als etwa mit der Ruine eines alten Tempels, welche die Flucht

der Zeiten, längst entschwundene Kunst und Herrlichkeit der Vorwelt andeutet; aber ein solcher Gegenstand wie diese Kirche spottet gleichsam des noch bestehenden Glaubens, bringt unfreundlich erduldetes großes Elend, rohe Grausamkeit, Unrecht und Gewalt wieder in Erinnerung.

Daß über die Kunst in Frankreich etwas andere Ansichten walten als bey uns, darf nicht befremden; woher sollte sonst das Eigenthümliche der Schulen kommen? Und so muß man auch manchen Ausdruck, manches weniger ansprechende Urtheil übersehen; es bestehen jedoch allgemein gültige unveränderliche Geschmacks-Regeln, sonst gäbe es gar keinen, und wo immer Künstler uud Beurtheiler von Kunstwerken denselben entgegen handeln, mögen Sie darüber in Anspruch genommen werden. Das ist der Grund warum wir uns die vorhin gemachten Einwendungen gegen einige Bilder erlaubt haben und so wollen wir nun schließlich zur

Anzeige noch einige Stellen aus den Erklärungen berücksichtigen.

Weder den eigenen Zweck fördernd, noch angemessen, noch billig war es von Mr. Bonnemaison, oder wer sonst die Erklärungen mag geschrieben haben, da wo Madame Auzou wegen des oben erwähnten Gemäldes, une des Croisées de Paris Lob erhält, vielleicht auch in Hinsicht auf zierliche Ausführung solches verdient, die unvergleichlich höhern Talente des Metzu, Mieris und G. Dow herabzusetzen und gleichsam verächtliche Seitenblicke auf sie zu thun. Von eben der Art, doch um vieles vermessener, ist was in der Erklärung des ebenfalls oben angeführten Gemäldes Maison à vendre vom Kunstvermögen des Herrn Drolling behauptet wird: Moins précieux, moins lêché que Gérard Dow, il a la finesse de son pinceau et la suavité de son coloris; plus correct que Terburg, il est vrai, exact comme lui dans l'imitation des étoffes; moins trivial que Te-

niers, il l'egale par la légèreté des tons, l'esprit et la facilité de la touche, et l'art avec lequel il répand le jour et dégrade la lumière.

Möchte das eben Berichtete bey ernsten Kunstfreunden fast Unwillen erregen, so theilen wir jetzt hingegen noch etwas Erheiterndes mit: In der Erklärung des lithographisch so trefflich ausgeführten Bildes Chambre des petits Savoyards von Bonnefond will der Verfasser es dem Maler allenfalls noch hingehen lassen, daß er die beyden kleinen Savoyarden als hübsche Jungen dargestellt hat; giebt aber mit höflicher Wendung sein Bedenken zu erkennen über die excessive propreté des haillons dont ils sont couvert, und meint ferner: ihre blühende Farbe lasse glauben, eine sorgsame Mutter habe sie gewaschen: présidé à leur toilette du matin; das seyen keine Waisen, keine Verlaßnen. Der Schluß dieser Beurtheilung und die damit verbundene Lehre für den Künstler übertreffen indessen an Merkwürdig-

keit alles Andere. Der Verfasser nämlich etwas ärgerlich über die beyden gewaschenen Savoyarden-Knaben versichert von denselben: ils intéressent moins, s'ils plaisent d'avantage. Fleißig haben wir nachgedacht, ob dergleichen Lehren oder die hohlen, Kunst und Kunstwerke betreffenden Phrasen mancher deutschen Scribenten, worin die Worte Phantasie, Gemüth, Andacht, heilige Begeisterung, Zauber des Romantischen u. dgl. immerfort wiederkehren, mehr Unheil angerichtet haben und künftig noch anrichten werden; bis jetzt aber waren wir nicht im Stande etwas Bestimmtes darüber zu ermitteln.

Bey Septimus Browet in London erscheint Museum Worsleyanum; or a Collection of antique Bassorelievos, Bustos, Statues and Gemms; with Views in the Levant. Imperial Quarto, Das Ganze wird aus zwölf Heften in sechs Abtheilungen

bestehen, die zwölf Hefte sodann zwey Bände ausmachen, welche zusammen hundert und ein und funfzig Kupfertafeln enthalten werden. Eigentlich ist was hier Alterthumsforschern und Kunstliebhabern geboten wird nur neue Auflage, oder Wiederabdruck eines schon vorhandenen Werks, in Folio, von dem nun verstorbenen Sammler des Museums Sir Richard Worsley, welches Werk derselbe bloß für sich drucken ließ und nur eine geringe Zahl Exemplare an Freunde verschenkte. Die gegenwärtig veranstaltete neue Ausgabe, wozu man die Kupfertafeln welche bey jenem ersten Werk dienten wieder benutzt, solche aber nachher unbrauchbar machen wird, soll in Gemäßheit der Ankündigung aus nicht mehr als zweyhundert und funfzig Exemplaren bestehen, diejenigen fünf und zwanzig Exemplare mit eingerechnet wo die Abbildungen der Monumente auf indianisches Papier gedruckt sind.

Sechs Hefte und also ungefähr die Hälfte des Ganzen hat das Publicum jetzt bereits er-

halten; im ersten Heft werden neun Basreliefs, alle zu Athen und in der Umgegend gefunden, abgebildet und erklärt, darunter befindet sich eins welches ursprünglich zum Fries am Parthenon gehört haben und vortrefflich gearbeitet seyn soll, welches beydes vermöge der Abbildung wohl zu glauben ist.

Der zweyte Heft macht noch mit achtzehn erhobenen Arbeiten bekannt, deren die meisten von Seite der Ausführung Verdienste zu haben scheinen; mehrere sind auch des dargestellten Gegenstandes wegen merkwürdig. Den dritten Heft eröffnen zwey Inschriften, ihnen folgen neun Brustbilder; im vierten Heft kommt noch ein Brustbild vor: eine schöne Gruppe, Bacchus neben einem geflügelten Genius stehend; ferner eine antike Copie der bekannten Gruppe des Nilstroms mit Kindern umgeben, und noch acht andere Statuen, theils griechische theils ägyptische Arbeiten. Im fünften Heft begegnet man zuerst einem schönen Amor von Marmor, hierauf zwey marmornen antiken Stüh-

len und neun geschnittenen Steinen. Im sechsten Heft sind Abbildungen von noch vierzehn andern geschnittenen Steinen enthalten. Es befinden sich unter dieser Classe von Monumenten einige vortreffliche Stücke, theils hoch, theils vertieft geschnitten.

Die Erklärungen aller dieser Denkmale sind in englischer und zugleich in italiänischer Sprache gedruckt; als Grund dafür wird in der Einleitung angegeben: weil die italiänische Sprache zum Erklären der Kunstdenkmale vor allen andern geeignet sey. Wir gestehen daß uns dieses nicht, weder als erwiesen noch als erweisbar einleuchten will.

An sich sind die Auslegungen von sehr verschiedenem Gehalt; der erwähnten Einleitung zufolge soll E. A. Visconti manches dazu beygetragen haben, und Sachkundige werden die Stellen leicht entdecken wo der Meister beliebte Hand anzulegen, wie z. B. die Erklärung des Bruchstücks von erhobener Arbeit, angeblich aus dem Fries des Parthenon, auch ist sie seiner völlig

werth; dahingegen man in vielen andern unverkennbare Spuren dilettantischer Unzulänglichkeit wahrnimmt.

Die in Kupfer gestochenen Abbildungen der Monumente, meistens von römischen Künstlern gezeichnet und gestochen, sind im Ganzen befriedigend und lassen sich denen im Museum Pio Clementino vergleichen, mögen auch wohl zur Zeit von Sir Richards Anwesenheit in Rom durch Visconti besorgt worden seyn. Unter den Abbildungen von Gemmen geriethen einige nicht allzuwohl; ein solches Mißgeschick ist vorzüglich dem herrlichen vertieft geschnittenen Ulysses von Allion widerfahren, dessen Schönheit zu bewundern wir schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, als ihn noch der bekannte englische Gesandte zu Neapel Sir W^lm Hamilton besaß. Hier im Kupferstich erscheint der Held kümmerlich, mit enger Brust und das Gesicht erbärmlich verzeichnet.

Herr Dr. Nöhden, jetzt einer der Bewahrer des brittischen Museums, dessen mannigfaltige gelehrte und Kunstkenntnisse bekannt genug sind und dessen freundliche Gefälligkeit wir uns veranlaßt gesehen haben in diesen Blättern schon mehr als einmal dankbarlich zu erwähnen, giebt unter dem Titel: A Selection of ancient Coins, ein Werk heraus worin seltene, antike, im Cabinet des Lord Northwick sich befindende Münzen aus Großgriechenland und Sicilien abgebildet und erklärt werden. Der erste und der zweyte Heft dieses Prachtwerkes erschienen alle beyde im jetzt laufenden Jahr 1824. Das Format ist mäßig Folio, in jedem Heft sind nebst der erforderlichen herrlich gedruckten Erklärung auch Abbildungen von fünf verschiedenen Münzen enthalten, auf eben so vielen Kupfertafeln, Hauptseiten sowohl als Reverse nach einem sehr beträchtlich vergrößerten Maßstabe gezeichnet; beyläufig ist noch die wirkliche Größe der Münzen angegeben. Der Zeichner nennt sich del Frate und war

Canova's Schüler; sämmtliche Kupfertafeln hat Henry Moses in punctirter Manier mit kaum zu übertreffender Zierlichkeit gestochen. Die Abdrücke auf gelbliches indianisches Papier thun besonders eine milde angenehme Wirkung.

Erklärt und abgebildet findet man im ersten Heft folgende Medaillen: zwey goldne der Brutier; eine silberne von Agrigent, und zwey ebenfalls silberne von Camarina. Im zweyten Heft macht wieder eine silberne von Camarina den Anfang; es folgen sodann zwey aus eben diesem Metall bestehende Gepräge der Segestaner und zwey solche von Catana machen den Beschluß dieses Hefts. Zur nähern Beurtheilung des Texts fanden die Weimarischen Kunstfreunde sich nicht genugsam unterrichtet und müssen solche daher gelehrten Münzkundigen überlassen. Gegenwärtige Anzeige berücksichtiget vornehmlich nur den Werth der Arbeit an den Kupfertafeln, und würde sich des Weitern noch über Kunst, Styl und wahrscheinliches Alter der Münzen verbreiten, wenn diese zu den min-

der seltenen gehörten, sonach in andern wohlerhaltenen Exemplaren oder frischen Abgüssen bequem zur genauern Betrachtung beygebracht werden könnten. Inzwischen findet sich doch von der gleich zu Anfang im ersten Heft abgebildeten Goldmünze der Brutier unter Mionnets Pasten No. 178 eine ähnliche oder vielleicht gar eben dieselbe Münze, auch nach einem goldnen Exemplar geformt; das Haupt des Neptunus auf der Vorderseite ist trefflich gearbeitet und vermöge des Styls der Behandlung nicht lange nach Alexanders des Großen Zeit. Auf der Münze hat der Gott stärker pronunzirte ernstere Züge als ihm in der vergrößerten und in Kupfer gestochenen Abbildung gegeben sind, besonders ist die Augenbraune höher aufgezogen. Die auf einem Seepferde sitzende Nymphe oder was glaublicher scheint Venus, auf der Kehrseite, ist in Gemäßheit ihrer Gebärde, Gestalt und Wurfs der Falten, im Abguß bey Mionnet wie im Kupferstich bey Noehden, ganz ebendieselbe Figur. Auch der Amor

welchen sie mit der rechten Hand auf ihrem Knie stehend hält, hat eine ähnliche Stellung; im Kupferstich aber schwebt ein Stück Gewand oder Binde von seiner Hand oder der ihn haltenden Hand der Venus herab; dahingegen in der Paste Amor den gespannten Bogen zu halten und zu zielen scheint. So hat auch die Flosse am Schwanz des Seepferdes eine etwas andere Richtung. Im Kupferstich befindet sich endlich vor dem Haupt des Seepferdes ein Füllhorn, dahingegen man in der Paste an derselben Stelle das Bild einer großen Ameise deutlich erkennt. Ob nun diese Verschiedenheiten daher rühren, weil die Münze aus der Sammlung des Lord Northwick wirklich von der im Königl. französischen Cabinet befindlichen und aus Mionnets Abdrücken bekannten verschieden ist, oder ob sie beyde von gleichem Stempel sind und die angegebenen Verschiedenheiten als Irrthümer dem Zeichner zur Last fallen, vermöchte nur jemand zu entscheiden der wie Herr Nöhden allenfalls Mionnets Paste

mit der Münze des Lord Northwick zu vergleichen Gelegenheit hat.

Die drey ersten Hefte der Bilder des griechischen Alterthums, von Jakob Horner Professor in Zürich, wurden in einem der frühern Stücke über Kunst und Alterthum (IV. Bd. 2. H.) mit verdientem Beyfall angezeigt, auch hat sich die Nützlichkeit des Werks beym Unterricht seither vollkommen erprobt. In der unlängst erschienenen Fortsetzung, oder dem vierten, fünften und sechsten Heft, finden wir unverändert die Einrichtung der ersten Hefte wieder; sonach enthält jeder Heft, gleich den sechs vorigen, sechs Bildertafeln nebst den nöthigen Erklärungen. Vergleicht man das Lithographische der Bilder in den frühern und spätern Heften, so scheinen sie an Deutlichkeit, Kraft und reinlicher Ausführung fortschreitend etwas zugenommen zu haben, wenigstens möchten die Tafeln mit Bildnissen von Feldherrn,

Dichtern und Philosophen eine solche Behauptung vielleicht rechtfertigen. In den Erklärungen findet sich überall die ehemals schon gelobte zweckmäßige Kürze und Klarheit wieder.

Von der Galeria Riccardiana, Florenz bey Piatti und von Lasinio dem Sohne gestochen, sind nun auch die Hefte No. IV. V. und VI. erschienen, womit das Werk vollständig und beendigt ist. Sie veranlassen keine neuen Betrachtungen, bethätigen aber jene der Anzeige des I. II. und III. Hefts (Siehe K. u. A. IV. B. 2. H.) beygegebenen über die Kunst und den Geschmack des Luca Giordano. Jetzt bleibt uns noch in Beziehung auf die drey letzten Hefte zu sagen übrig, daß dieselben mit den drey ersten völlig ähnliche Einrichtung haben, also ein jeder Heft auch zwey Kupfertafeln enthält, nebst erklärendem Text. Das ganze große Werk am Gewölbe der Galerie Riccardi worin Luca Giordano, zugenannt Fapresto, den

Verlauf des menschlichen Lebens mythisch-allegorisch vorgestellt, ist demnach auf zwölf Tafeln abgebildet und der begleitende Text oder die Auslegung, von P. Georgi verfaßt, füllt überhaupt zwey und funfzig Folioseiten. Dem sechsten Heft hat man noch zwey Kupferblätter beygegeben, welche beym Einbinden vorne hinkommen müssen. Auf einem derselben ist eine grosse, im Jahr 1715 verfertigte Schaumünze auf den Marchese Franzesko Riccardi abgebildet, welcher gedachte Galerie seines Palastes (es war ursprünglich der Medicäische) hatte ausmalen lassen. Unter der Medaille steht eine lateinische Denkschrift im Lapidarstyl, worin der jetzt lebende Marchese Riccardi das Andenken dieses seines kunstliebenden Ahnherrn feyert. Auf dem andern Blatt befindet sich das Brustbild des Malers Luca Giordano, leicht zwar aber mit sicherer Hand und vielem Geist radirt.

Zu Nürnberg äußert sich wahrhaftige sehr ehrenwerthe Liebe und Lust für vaterländische

Kunst, ihre Geschichte und Denkmäler. Einer aus diesem Keime hervorgegangenen Frucht nämlich zweyer Hefte Biographien nürnbergischer Künstler ist bereits Erwähnung geschehen (K. u. A. IV. B. 3. H. S. 123.) und eine andere ungefähr von ähnlicher Art und Verdienst ist: der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg, von dem der erste Heft sechs und neunzig Seiten Text in Octav und fünf Kupferstiche enthaltend, im Jahre 1824 erschien. Der Inhalt ist merkwürdig; es werden historische Notizen mitgetheilt von alten und neuen nürnbergischen Künstlern, desgleichen von Kunstwerken; man erfährt ferner was zu Nürnberg in der Kunst und für die Kunst gegenwärtig geschieht; das löbliche Bemühen die alten Denkmale zu reinigen, auszubessern, zu sammeln und zu pflegen. Die hierauf sich beziehende Thätigkeit und der ächt patriotische Sinn der Herren: Architekt Heideloff, Kupferstecher und Director der Zeichenschule Alb. Reindel, Magistratsrath

D. Campe und anderer wird verschiedentlich mit Ehren genannt. Möchten wir bald von der Fortsetzung des Sammlers und über neu erschienene Stücke desselben zu berichten haben.

Goethe an Schiller 1802.

Wir haben Sie gestern sehr vermißt und um so mehr Ihre Abwesenheit bedauert, da wir denken mußten, daß Sie Sich nicht ganz wohl befinden.

Ich wünsche daß Sie morgen der Vorstellung beywohnen können.

Hier schicke ich den verlangten Theil des Euripides, es ist recht gut daß Sie das Original lesen, ich habe es diesmal noch nicht angesehen, ich hoffe die Vergleichung soll uns manche Betrachtung gewähren.

Mit Freuden werde ich Sie auch im neuen Jahre bald wieder mündlich begrüßen und die Fortdauer unseres Verhältnisses zur guten Stunde feyern.

Ich lege auch die Umrisse der Preisstücke bey, die ganz leidlich gerathen sind.

Weimar am 11. Jan. 1802.

Indem ich den Aufsatz über die Kunst-Ausstellung einsende, den ich zu geneigter Aufnahme empfehle, frage ich an: ob Sie Sich nicht einrichten wollten heute Abend nach der Comödie mit mir nach Hause zu fahren. Es giebt Verschiedenes, worüber ich mir Ihren Rath erbitten möchte, vor meiner Abreise, welche auf Morgen früh um zehn Uhr festgesetzt ist. Leben Sie recht wohl.

Weimar am 16. Jan. 1802.

In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum auf dieser Erde soviel productive

Momente verdanke. Es ist lustig daß ich an einem weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe was ich seit dem 21. Novbr. 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stünde gar manches darauf was unser Verhältniß aus mir herauslockte.

Eine Schnurre über das Weimarische Theater habe ich zu dictiren angefangen und mache dabey, wie billig, ein erstaunlich ernsthaft Gesicht. Da wir die reelle Leistung im Rücken haben, so ist es gut ein wenig dämisch auszusehen und sich auf jede Weise alle Wege frey zu halten.

Hiebey kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels. Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen, es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen, denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind.

Indem ich in das Büttnerische und Akademische Bibliothekswesen hineinsehe, und die Idee eines virtualen Katalogs der drey im Lande bestehenden Bibliotheken auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Literaturwesens hineinschauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch so hoch spannt, manches respectable Streben und Leisten entgegenkommt.

Im Geiste der immer neuen Jenaischen Jugend werden die Abende gesellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bey Lodern bis Ein Uhr in der Nacht geblieben, wo die Gesellschaft gerade einige Capitel historischer Kenntnisse aufrief, die bey uns nicht zur Sprache kommen. Bey einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf, was man für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte, wenn man das was man erlebt hat, bey der Uebersicht die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Die Botenstunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu sagen.

Jena am 19. Jan. 1802.

Ich sage heute nur wenig, indem ich die Beylage schicke, die Ihnen gewiß Freude machen wird, wenn Sie das Gedicht nicht schon kennen. Nur schade daß schon Jones und nun auch Dalberg (S. S. XV.) die sogenannten anstößigen Stellen unterdrückt haben; dadurch erhält das Stück einen lüsternen Charakter, da es im Original gewiß einen genußvollen ausdrückt.

Mir waren merkwürdig die äußerst mannigfaltigen Motive, durch die ein äußerst einfacher Gegenstand sich zu einem unendlichen erweitert.

Die Hauptprobe von Turandot wird wohl Donnerstag seyn. Schreiben Sie mir, ob Sie ohne mein Zuthun glauben fertig zu werden, so käme ich erst Freytag früh. Der schreckliche Wust des Büttnerischen Nachlasses bedrängt

mich um so mehr, als ich gleich räumen soll, um dem neuen Commandanten Platz zu machen. Ich dachte die Zimmer zuzuschließen und diesen Wirrkopf methodisch aufzukämmen, nun muß ich ihn aber rein wegschneiden und sehen wo die Sachen herumstecken, und dabey Sorge tragen daß ich die Verwirrung nicht vermehre.

Montag Nachmittag wird erst legaliter aufgesiegelt und da habe ich zum Déménagement nur wenig Zeit. Ich muß überhaupt denken das Haus brenne, und da würde das Ausräumen noch etwas confuser ablaufen.

Die Philosophen habe ich noch nicht gesehen.

J. d. 22. Jan. 1802.

Ihre beyden neuen Räthsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders das des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweyte habe ich aufs erste Lesen, das erste aufs zweyte

Lesen errathen. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die erste Stelle setzen, welcher leicht zu errathen, aber erfreulich ist; dann käme meins, welches kahl aber nicht zu errathen ist; dann der Blitz, welches nicht gleich errathen wird, und in jedem Fall einen sehr schönen und hohen Eindruck zurückläßt.

Ich wünsche daß Sie morgen Mittag mit mir essen möchten, damit wir einmal mit Meyern wieder in einiger Behaglichkeit zusammen sitzen. Sie sollen mit absonderlichen Saucen bewirthet werden. Ich wünsche es um so mehr, als ich zu Anfang der andern Woche wieder nach Jena zu gehen gedenke.

Weimar am 2. Febr. 1802.

So angenehm mir's ist daß Sie Sich nun in Weimar durch einen Hauskauf fixiren, so gern will ich hier das Nöthige besorgen.

Goetze wird sein Möglichstes thun und ich ersuche Sie mir nur bald die Schlüssel zu Haus

und Garten zu schicken damit man die Liebhaber hineinführen kann.

Ich habe diese Tage nichts vor mich gebracht, als einen kleinen Aufsatz übers Weimarische Theater, den ich schon an Bertuch abgegeben habe. Es ist ein Wurf, den ich so hinthue, man muß sehen was sich weiter daran und daraus bilden läßt.

Das Bibliotheksgeschäft ist mehr ein unangenehmes als ein schweres, und hauptsächlich darum verdrießlich, weil bloß der Mangel an Raum ein zweckmäßiges Deployiren hindert. Indessen habe ich auch schon meine Maasregeln genommen. Dabey ist aber abermals das Fatale daß man niemand von hiesigen Menschen anstellen kann. Sie sind alle ohnehin so sehr geschäftig und ihre Zeit ist so sehr eingetheilt, welches ihnen denn freylich übrigens zum Ruhme gereicht. Ich habe eben nur diese Tage die Sache von allen Seiten überdacht, um das was ich unternehme nicht mit Hoffnung sondern mit Gewißheit des Erfolgs anzufangen.

Leben Sie recht wohl und helfen Sie Sich mit mir durch die irdischen Dinge durch, damit wir wieder zu den überirdischen gelangen können.

J. den 12. Febr. 1802.

Ihrer Einladung werde ich diesmal, mein werther Freund, nicht folgen können. Den Rocken, den ich angelegt habe, muß ich auch gleich abspinnen und abweifen, sonst giebt es von neuem Unordnung und das Gethane muß wiederholt werden. Unsern guten Prinzen will ich ein schriftliches Lebewohl sagen. Grüßen Sie Herrn von Wolzogen und wünschen ihm eine glückliche Fahrt.

Mein hiesiger Aufenthalt ist ganz erfreulich, sogar hat sich einiges Poetische gezeigt und ich habe wieder ein Paar Lieder auf bekannte Melodien, zu Stande gebracht. Es ist recht hübsch daß Sie auch etwas der Art in die Mitte des kleinen Zirkels bringen.

Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit bey der

großen Tiefe ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bey mir die Poesie und das wohl deßhalb weil sie mich ins Object treibt, indem ich mich nie rein speculativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deßhalb gleich in die Natur hinausfliehe.

Mit P. habe ich eine sehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er ist in diesem Wesen so von Grund aus unterrichtet, an jenen Orten und in jenen Zeiten so zu Hause, daß so vieles der heiligen Schriften, was man sonst in idealer Allgemeinheit anzustaunen gewohnt ist, nun in einer specifischen und individuellen Gegenwart begreiflich scheint. Er hat einige meiner Zweifel sehr hübsch, in der Totalität seiner Vorstellungsweise aufgelöst, daß ich recht vergnüglich mit ihm übereinstimmen konnte. Auch läßt sich über manche Maximen, die bey so einer Arbeit zu Grunde liegen, mündlich mancher befriedigende Aufschluß geben, und am Ende

ist ein Individuum immer willkommen das eine solche Totalität in sich einschließt.

Das Englische der Gita Govinda habe ich nun auch gelesen und muß den guten Dalberg leider einer pfuscherhaften Sudeley anklagen. Jones sagt in seiner Vorrede: er habe dieses Gedicht erst wörtlich übersetzt und dann ausgelassen, was ihm für seine Nation zu lüstern und zu kühn geschienen habe. Nun läßt der deutsche Uebersetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieser Seite bedenklich erscheint, sondern er versteht auch sehr schöne, unschuldige Stellen gar nicht, und übersetzt sie falsch. Vielleicht übersetz' ich das Ende, das hauptsächlich durch diesen deutschen Mehlthau verkümmert worden ist, damit der alte Dichter wenigstens in der Schöne vor Ihnen erscheinen möge, wie ihn der englische Uebersetzer lassen durfte.

Soviel für heute! doch füge ich noch hinzu, daß von Ihrem Gartenverkauf hier und da gesprochen wird. Man zweifelt daß sie das Gewünschte dafür erhalten werden, doch muß man

das Beßte hoffen. Die Schlüssel werde ich im nöthigen Falle bey Hufeland holen lassen. Ein freundliches Lebewohl.

Jena den 19. Febr. 1802.

Es ist gegenwärtig hier gerade eine lustige und gesellige Epoche, und ich bin meist Mittags oder Abends auswärts. Dagegen kann ich noch keine productiven Momente rühmen, die sich überhaupt immer seltener machen.

Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI. gerathen, ein Werk das einen nicht los läßt und das durch seine Vielseitigkeit einnimmt, wenn gleich der Verfasser mitunter verdächtig erscheint. Im Ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich, nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und aus vielen Thälern, gegen einander stürzen und endlich das Uebersteigen eines großen Flusses und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht wer sie

vorgesehen hat, so gut als der sie nicht ahndete. Man sieht in dieser ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philosophen so gern Freyheit nennen möchten. Wir wollen erwarten ob uns Bonaparte's Persönlichkeit noch ferner mit dieser herrlichen und herrschenden Erscheinung erfreuen wird.

Da ich in den wenigen Tagen schon vier Bände dieses Werks durchgelesen habe, so weiß ich freylich sonst nicht viel zu sagen. Das schöne Wetter hat mich einigemal hinaus in das Freye gelockt, wo es auch noch sehr feucht ist.

Leben Sie recht wohl und sagen mir gelegentlich etwas von den Weimarischen Zuständen und in wiefern Ihnen einige Arbeit gelingt.

Jena den 9. März 1802.

Ich werde mich wohl bald entschließen meinen hiesigen Aufenthalt abzubrechen und wieder zu Ihnen zu kommen. Da freue ich mich denn auf unsere Abende, um so mehr als wir

manches Neue einander werden zu communiciren haben.

Wenn die dabey interessirte Gesellschaft das Abenteuer vom fünften dieses einigermaßen verschmerzt hat, so wollen wir bald wieder einen Piknik geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, versuchen. Haben Sie denn die Ihrigen etwa Zeltern mitgegeben? da die Körnerischen Compositionen nicht greifen wollten.

Ich wünsche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Faust, wenn Sie auf die Irenische Einladung antworten. Es wäre recht schön, wenn Ihnen eine Epistel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe.

Ich freue mich zu hören daß Sie Ihre Johanna auch für uns der theatralischen Möglichkeit nähern wollen. Ueberhaupt müssen wir, da wir mit dieser Vorstellung so lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen suchen.

Mit der Iphigenia ist mir unmöglich et-

was anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die Paar zweydeutigen Verse corrigiren und das Einstudiren dirigiren wollen; so glaube ich nicht daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage gut und sie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja schon mit dem Nathan gegangen ist. Rhadamist und Zenobia, das zur Sprache kam, ist, bey näherer Betrachtung, ein sehr merkwürdiges Stück: der höchste Gipfel einer manierirten Kunst, wogegen die Voltairischen Stücke als reine Natur erscheinen. Das was an diesem Stück imponirt ist wahrscheinlich die Kainische Lage des Helden und der unstete Charakter der an das Schicksal jenes ersten Brudermörders erinnert. Es übrigens aufs deutsche Theater zu heben, sehe ich noch keine Handhabe.

Zu der Bekanntschaft des heiligen Bernhards gratulire ich. Wir wollen sehen Specialiora von ihm zu erfahren.

Unsere hiesigen theologischen Freunde sind

in übeln Umständen. Griesbach leidet an seinen Füßen und Paulus mit seiner Frau. Sie ist sehr übel dran so daß ich für ihre Existenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweytenmal zusammenbringt.

Zelter hat sehr lebhafte Eindrücke zurückgelassen. Man hört überall seine Melodien und wir haben ihm zu danken daß unsere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt werden.

Das Bibliothekswesen klärt sich auf. Breter und Balken schwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Musentempel in Lauchstädt. Lassen Sie doch auch dieses Unternehmen auf Sich wirken und thun Sie für Ihre älteren Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl wie schwer es hält, doch müssen Sie nach und nach, durch Nachdenken und Uebung, dem dramatischen Metier soviel Handgriffe abgewinnen daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig sind.

Sonst habe ich einiges gelesen und getrieben. Sehr merkwürdig war mir ein Blick in das Original von Browns medicinischen Elementen. Es sieht einem daraus ein ganz trefflicher Geist entgegen, der sich Worte, Ausdrücke, Wendungen schafft und sich deren mit bescheidener Consequenz bedient, um seine Ueberzeugungen darzustellen. Man spürt nichts von dem heftigen terminologischen Schlendrian seiner Nachfolger. Uebrigens ist das Büchlein im Zusammenhange schwer zu verstehen, und ich habe es deßwegen bey Seite gelegt, weil ich weder die gehörige Zeit noch Aufmerksamkeit darauf wenden kann.

Seitdem ich dieses dictirt, habe ich mich entschlossen Dienstag nach Weimar zu gehen, da Sie denn zum voraus auf den Abend schönstens eingeladen sind.

Wollen Sie Sich erkundigen: ob die Freunde Mittwoch Abends bey mir zusammen-

kommen wollen? und in jedem Falle das Ja oder Nein in mein Haus wissen lassen?

Da ich nun so bald das Vergnügen hoffe Sie zu sehen, füge ich nichts weiter hinzu.

Jena am 19. März 1802.

Da wir wahrscheinlich auf den Sonnabend Turandot geben, so ersuche ich Sie um die neuen Räthsel, damit wir solche an die nicht allzeit fertigen Schauspieler abgeben können.

Weimar am 20. April 1802.

Hiebey übersende die verlangte Summe und die beyden ersten Hogarthischen Lieferungen, die ich eben vorfinde.

Dabey frage ich an wie Sie es heute halten wollen? wenn Sie Abends nicht gern ausgehen, so könnten Sie ja früher kommen und vor Sonnenuntergang wieder zu Hause seyn. Wollen Sie mir hierüber Ihren Entschluß wissen lassen, so bestelle ich Ehlers wegen einiger musikalischen Späße.

Weimar am 25. April 1802.

Zuerst meinen herzlichen Wunsch daß die Veränderung des Quartiers möge glücklich abgelaufen seyn. Es soll mich sehr freuen Sie in einer neuen, freundlichen, gegen die Sonne und das Grüne gerichteten Wohnung gesund und thätig anzutreffen.

Nun wünscht' ich aber auch von Ihnen über unsere theatralischen Angelegenheiten etwas zu vernehmen. Was auguriren Sie von Iphigenien? die sich, wie voraus zu sehen war, etwas verspätet. Was sagen Sie von Mad. Bürger, deren Erscheinung ich wohl gern selbst mit abgewartet hätte.

Bey der Bibliothekseinrichtung steht mir die Art der Jenenser, die sich nahezu mit der Italiäner göttlichem Nichtsthun vergleicht, auf eine verdrießliche Weise entgegen. Ich gebe die Bemerkung zum besten, daß das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde, in einer Zeitenreihe regelmäßig vorgenommen, solche Menschen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigste stundenweis und stun-

denhaft, möchte man sagen, arbeiten. Ich werde so lange als möglich hier bleiben, weil ich überzeugt bin daß, wie ich weggehe, das Ganze wieder mehr oder weniger stocken wird.

Was mich übrigens selbst und mein Näheres betrifft, so geht mir manches von Statten. Einiges Lyrische hat sich wieder eingefunden und ich habe die Urquelle der nordischen Mythologie, weil ich sie eben vor mir fand, in ruhigen Abenden durchstudirt und glaube darüber ziemlich im Klaren zu seyn; wie ich mich deßhalb, wenn ich wiederkomme, legitimiren werde. Es ist gut auch in einem solchen Felde nur einmal einen Pfahl zu schlagen und eine Stange aufzustellen, nach der man sich gelegentlich orientiren kann.

So spricht auch ein solches Bibliothekswesen uns andere lebhaft an, selbst wenn man nur minutenweis in die Bücher hineinsieht. Sehr günstig finde ich die Wirkung meiner physischen, geognostischen und naturhistorischen Stu-

dien. Alle Reisebeschreibungen sind mir als wenn ich in meine flache Hand sähe.

Daß die Gegend in dieser Blütenzeit außerordentlich schön sey, darf ich Ihnen nicht sagen, ein Blick aus ihrer obern Gartenstube, mit der Sie, wie ich höre, einen Philosophen beliehen haben, würde jetzt sehr erquicklich seyn.

Leben Sie recht wohl und sagen mir ein Wort.

Jena d. 4. May 1802.

Mad. Bürger hat uns bis jetzt noch verschont, wenn sie nicht etwa Morgen kommt und auf eine Sonntags=Declamation Anspruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, setzen und nach Beschaffenheit der Umstände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von Iphigenia sagen ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe und es Sonnabend

den 15. geben; so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich.

Wie ich höre geht der Theaterbau recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieser Pilz aus der Erde wachsen wird.

Wenn Sie eine Leseprobe von Alarkos gehalten haben, so sagen Sie mir doch ein Wort davon.

Es ist mir diese Tage ein anderes neues dramatisches Product zugeschickt worden, das mir, ich mag wohl so sagen, Kummer macht. Ein unverkennbares Talent, sorgfältiges Nachdenken, Studium der Alten, recht hübsche Einsicht, brauchbare Theile und im Ganzen unzulänglich, indem es weder vor- noch rückwärts Face macht. Den zehnten Theil davon hätte man vielleicht produciren können, aber so wie es liegt ist es ganz und gar unmöglich. Wie ich zurückkomme, sollen Sie es sehen und werden wahrscheinlich noch größere Klagelieder anstimmen. Sagen Sie aber niemand nichts davon, auch nichts von meiner vorläufigen An-

zeige; denn wir müssen es unter uns in der Stille zurecht legen.

Das Bibliothekswesen construirt sich nach und nach, obgleich noch immer langsam genug. Ich halte meine Taktik und suche nur immer von Epoche zu Epoche vorzurücken.

Irgend eine poetische Stunde und sonst ein wissenschaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.

Leben Sie recht wohl und richten Sich recht behaglich ein.

Jena am 7. May 1802.

Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum allerbesten. Künftigen Sonnabend werde ich am Schauspielhause anfahren, wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.

Ueber den Alarkos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt wir müssen alles wagen, weil am Gelingen oder Nicht-Gelingen nach außen gar nichts liegt. Was wir dabey gewinnen scheint mir hauptsächlich das zu

seyn, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören. Uebrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen.

Im Ganzen geht es mir hier sehr gut und es würde noch besser gehen und werden, wenn ich meinen Aufenthalt noch einige Wochen hinausdehnen könnte.

Leben sie recht wohl, richten Sie Sich immer besser ein und gedenken unser.

Jena am 9. May 1802.

Ich wünsche daß beykommender Band Sie nicht schon von einer andern Seite her heimgesucht habe, damit Sie diese gereimte Tollhausproduction zuerst als ein Curiosissimum durch meine Hand erhalten. So einen auf der äußern Form des Nächstvergangenen sich herumdrehenden Wahnsinn habe ich doch noch nicht gesehen. Doch wer will ein Wort für so eine Erscheinung finden.

Ob noch Sonnabend den 15. Iphigenia

wird seyn können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren, und werde alsdann eintreffen, um an ihrer Seite einen der wunderbarsten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes.

Mit meinem hiesigen Aufenthalte bin ich recht wohl zufrieden. Das Geschäft ist weiter gediehen als ich hoffte, obgleich, wenn man strenge will, noch wenig geschehen ist. Wenn man aber denkt, daß man in solchem Falle eigentlich nur auf Execution liegt und vom handwerksmäßigsten bis zum literarischesten Mitarbeiter jeder bestimmt, geleitet, angestoßen, rectificirt und wieder ermuntert seyn will; so ist man zufrieden wenn man nur einigermaßen vorrückt.

Der Bibliothekssecretär Vulpius hat sich musterhaft gezeigt, er hat in dreyzehn Tagen 2134 Stück Zettel geschrieben, das heißt Bücher-Titel, auf einzelne Zettel ausgeschrieben.

Ueberhaupt sind vier Personen etwa mit 6000 Zetteln in dieser Zeit fertig geworden, wo man ohngefähr sieht was zu thun ist.

Diese Büchermasse war die ungeordnet nachgelassene, nun kommen wir auch an die schon stehende, ältere. Indessen muß das Ganze doch oberflächlich auf einen wirken und es ist wie eine Art von Bad, ein schwereres Element, in dem man sich bewegt, und in dem man sich leichter fühlt, weil man getragen wird.

Ich habe in dieser Zeit manches gelernt und einiges gethan. Könnte ich Sie und Meyern, über den andern Abend, mit meinem Neugefundenen unterhalten und dagegen wieder von dem Ihrigen einnehmen, so wüßte ich mir nichts Besseres. Vielleicht wird aber für uns alle dieses dreywöchentlich Zusammengedrängte nur desto erfreulicher.

Leben Sie recht wohl und sagen mir von Sich nur wenige Worte durch den Boten.

Jena d. 11. May 1802.

Indem ich um den Alarkos bitte, sende ich zugleich einige Curiosa.

Mögen Sie heute Abend zu einem fernern Colloquio zu mir kommen; so werden Sie mir viel Vergnügen machen, indem ich noch einiges vorzutragen habe.

Morgen zu Mittag wünschte ich auch ihre Gegenwart. Sie werden noch das geheime Concilium finden.

Weimar am 17. May 1802.

Die Gelegenheit der abgehenden Boten kann ich nicht versäumen und melde mit wenig Worten daß meine Arbeit gut von Statten geht. Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durchdictirt und bin nun daran ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Prosa halten, obgleich der Gegenstand durch Abwechselung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte und ich hoffe mit meinem Paket Sonnabends anzulangen und Sonntags Lese-

probe zu halten. Auf alle Fälle wird die Darstellung den Charakter des Inpromptu haben, wobey sie nur gewinnen kann. Uebrigens verfluche und verwünsche ich das ganze Geschäft in allen seinen alten und neuen Theilen und Gliedern, und werde mir's zur Ehre rechnen wenn man meiner Arbeit den bewußten und beliebten Zorn nicht ansieht. Leben Sie recht wohl, thätig, vergnügt und glücklich.

Weimar d. 8. Juny 1802.

Meine Arbeit hat gut gefördert, ob sie gleich viel weitläufiger geworden ist, als ich gedacht habe.

Einige Motive gegen das Ende sind noch auszuführen, übrigens ist alles schon ins Reine und in die Rollen geschrieben.

Sonntag Abend hoffe ich Ihnen es vorzulesen, versagen Sie Sich nicht; denn Montags muß ich Leseprobe halten. Freylich wenn man die Arbeit vierzehn Tage könnte liegen lassen; so ließe sich noch manches daran thun.

Ich konnte freylich nicht alle Motive egal ausführen. Ich werde über zwanzig Auftritte bekommen, worunter sehr kleine sind; doch sieht man daraus wenigstens das mannigfaltige Hin- und Wiederrennen der Personen und auch die Mannigfaltigkeit der Motive, da sie nicht ohne Noth kommen und gehen. Leben Sie recht wohl, ich kann wohl sagen daß ich die Arbeit mit desto freyerm Muth unternommen habe, da Sie die Idee und Anlage zu billigen schienen.

Jena am 11. Jun. 1802.

Den Hofkammerrath, der morgen früh abreist, kann ich nicht ohne ein Wort an Sie gehen lassen. Erzählen mag er Ihnen umständlich wie die Eröffnung abgelaufen; das Wetter begünstigte uns und das Vorspiel hat Glück gemacht. Der Schluß, ob er gleich besser seyn könnte, ist mir doch verhältnißmäßig zu dem Drang der Umstände, in welchen ich fertig werden mußte, leidlich gelungen.

Hätte ich alles voraussehen können, so hätte ich Ihnen keine Ruhe gelassen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten. Nun mag's denn so hingehen.

Mit Wolf habe ich heute schon angefangen das Büchlein von den Farben durchzulesen und dadurch schon großen Vortheil und Sicherheit zur Ausarbeitung des Ganzen erlangt, und ich erwarte noch manches schöne Resultat von unsern Conferenzen. Nächstens mehr, wenn die Stunden ruhiger werden.

Die ganze jugendliche Welt wünscht und hofft Sie zu sehen; doch gestehe ich aufrichtig daß ich keinen rechten Muth habe Sie einzuladen; seitdem ich kein eigentlich Geschäft mehr habe, weiß ich schon nicht recht was ich anfangen soll.

Sie werden einen Schlüssel zu meinem Garten und Gartenhaus erhalten, machen Sie Sich den Aufenthalt einigermaßen leidlich und genießen der Ruhe die in dem Thale herrscht. Vermuthlich werde ich mich bald nach Weimar

zurückziehen, denn ein sonderlich Heil ist für uns nicht in der äußern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt. Auf die Anschauung des Hallischen Zustandes will ich auch einige Tage wenden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Ich wünsche zu hören daß Ihnen gelungen ist etwas zu arbeiten.

Lauchstädt am 28. Jun. 1802.

Die Hoffnung Sie hier zu sehen, welche früher erregt worden, ist unter den jungen Leuten sehr groß; doch weiß ich nicht recht wie und ob ich Sie einladen soll. Schreiben Sie mir mit dem rückkehrenden Boten, ob Sie einigermaßen Neigung hätten. Zu gewinnen ist freylich gar nichts für Sie und eine Zerstreuung macht es immer. Sonst sollte für ein artig Quartier und gutes Essen gesorgt seyn. Und freylich wäre es hübsch wenn wir drey zusammen uns von unmittelbar angeschauten Gegenständen künftig unterhalten könnten.

Ich will diese Tage nach Halle hinüber, um es wo möglich, so wie vor dem Jahre Göttingen, anzuschauen. Auch ist für mich im Einzelnen daselbst viel zu gewinnen.

Mit Wolf habe ich schon das Büchlein von den Farben durchgegangen. Das Hauptresultat, daß, auch nach seinen Kriterien, das Werk ächt alt und der peripatetischen Schule werth sey, hat mich, wie Sie denken können, sehr gefreut, ja er mag es lieber dem Aristoteles als einem Nachfolger zuschreiben.

Er hält, so wie ich, dieses kleine Werk für ein in sich geschlossenes Ganze, das sogar durch Abschreiber wenig gelitten hat. Meine drey Conjecturen zu Verbesserung des Textes hat er gleich angenommen, und die eine besonders mit Vergnügen, da ich Weiß anstatt Schwarz setzen muß. Er habe, sagte er, wenn von solchen Verbesserungen die Rede gewesen, manchmal eben diesen Gegensatz gleichsam als einen verwegenen Scherz gebraucht, und sey es doch äußerst lustig daß sich in der

Erfahrung wirklich ein Beyspiel finde, wo in den Codicibus schwarz für weiß stehe.

Da es ein unschätzbarer Gewinn wäre solch einen Mann näher zu haben, so will ich wenigstens das Verhältniß, so viel als möglich, anzunähern suchen, damit man sich verstehe und sich vertraue.

Mit dem höchst interessanten naturhistorischen Buche, wovon ich vor meiner Abreise sprach, hab' ich mich diese vierzehn Tage her beschäftigt; es gab mir viel zu denken, bezüglich auf das Abgehandelte und auch auf den Verfasser; er ist eine eigene Art von Verstandsmenschen, wie wir sie heißen, der durch den Verstand sich dergestalt in die Ecke treibt, daß er aufrichtig gestehen muß hier könne man nun eben nicht weiter; doch dürfte er nur über sich sehen, so würde er empfinden wie ihm die Idee einen glücklichen Ausweg darbietet. Aber eben dieses Wirken des Verstandes gegen sich selbst ist mir in Concreto noch nicht vorgekommen und es ist offenbar daß auf diesem Wege die

schönsten Versuche, Erfahrungen, Raisonnements, Scheidungen und Verknüpfungen vorkommen müssen. Was mich für den Verfasser einnimmt ist die große Redlichkeit seinen Kreis durchzuarbeiten. Ich wäre sehr neugierig ihn persönlich kennen zu lernen.

Hierbey schicke ich Ihnen das Werk von Brandes über den gegenwärtigen Zustand von Göttingen. Die Nüchternheit eines officiellen Berichtes ist freylich in diesem Werkchen sehr fühlbar; mir war das Ganze sehr angenehm als Recapitulation dessen was ich vor einem Jahre dort gewahr wurde. Aber fühlen hätte der Verfasser sollen daß man seine Arbeit mit gutem Willen lesen muß, deßhalb der Ausfall besonders gegen uns nicht am rechten Flecke steht. Wenn die Göttinger in Manchem genug und in keinem Falle zuviel thun, so läßt sich freylich darüber noch so ein diplomatisches Hokus Pokus machen; wenn wir aber in Vielem nicht genug und in Manchem zu viel thun, so ist freylich unsere Situation keiner präsenta-

blen Darstellung fähig; aber in wiefern sie respectabel ist und bleibt, wollen wir die Herren schon gelegentlich fühlen lassen.

Ich muß schließen, weil ich den Wildfang heute Abend noch zu sehen habe und weil ich sonst noch ein neues Blatt anfangen müßte. Leben Sie recht wohl und sagen mir ein Wort von Ihren Zuständen.

Lauchstädt am 5. Jul. 1802.

Anfangs war ich, wie Sie wissen, nicht sehr geneigt mein Vorspiel drucken zu lassen, gegenwärtig aber wollte ich Ihnen Folgendes vortragen und Ihre Gedanken darüber hören.

Gar viele Personen verlangen es zu lesen, besonders seit dem Aufsatz in der eleganten Zeitung. Nun bin ich auch bey der letzten Vorlesung wieder zu einiger Ueberzeugung gelangt daß doch noch manches von der wunderlichen Erscheinung auf dem Papiere steht. Und so wäre ich nicht abgeneigt das Manuscript an Cotta zu schicken, der es denn in klein Octav,

eben wie Mahomed und Tankred, drucken möchte. Zu einer größern Ausgabe mit Kupfern wäre ich nicht geneigt, weil es immer kostbar wird und mehr als billig ist zu thun macht, auch dadurch die Sachen in die Länge gezogen werden: denn mir wäre vorzüglich darum zu thun diesen Spaß los zu werden und an etwas Anderes zu gehen.

Haben Sie doch die Güte, die Sache mit Meyern zu besprechen und mir Ihre Gedanken zu sagen. Geben Sie mir auch Nachricht wie es Ihnen geht. Bey mir hat sich leider kaum eine Spur von Production spüren lassen, indessen will ich es noch einige Zeit geduldig ansehen und von der nächsten Zeit etwas hoffen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Jena am 10. August 1802.

Ob ich gleich von meinem hiesigen Aufenthalt wenig Productives rühmen kann und sonst eigentlich nicht wüßte warum ich hier seyn sollte; so will ich doch wieder von mir hören las-

sen und Ihnen im Allgemeinen sagen wie es mit mir aussieht.

Heute bin ich vierzehn Tage da, und da ich auch sonst hier soviel Zeit brauchte um mich in Positur zu setzen, so will ich sehen ob von nun an die Thätigkeit gesegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweise auch auf mich stärker als unter andern Umständen einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardirt. Selbst daß ich Morgens badete war meinen Vorsätzen nicht günstig.

Hier haben Sie also die negative Seite. Dagegen habe ich einiges erfunden das auf die Zukunft etwas verspricht, besonders auch sind gewisse Betrachtungen und Erfahrungen im naturhistorischen Fache nicht unfruchtbar geblieben. Einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insecten habe ich nach Wunsch ausgefüllt. Bey dieser Arbeit ist, wie Sie wissen, nur darum zu thun, daß die schon gefundenen Formeln anwendbarer werden und also gehaltvoller erscheinen und daß man gedrängt werde

neue Formeln zu erfinden, oder vielmehr die alten zu potentiiren. Vielleicht kann ich bald von beyden Operationen erfreuliche Beyspiele geben.

Das Vorspiel habe ich nochmals durchgesehen und es an Cotta abgeschickt. Es mag nun auch in der weiten Welt grassiren.

Wegen des Honorars habe ich es in Suspenso gelassen und nur geäußert: daß ich von meiner Seite auf Sie zu compromittiren in jedem Falle gern gesinnt bin. Es kann ja ohnehin nur von etwas auf oder ab hier die Rede seyn.

Ich bin neugierig ob Ihnen die Muse günstiger war und ob sie mir vielleicht auch in diesen letzten Tagen noch etwas bescheren mag.

Die Erscheinung von einem friedlich Besitz nehmenden Heere wird Ihnen einige Tage Unterhaltung geben. Was mich betrifft so will ich, wo möglich, diese Expedition in der Stille abwarten und hinterdrein vernehmen wie es abgelaufen ist.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir ein Wort und trösten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entschuldigt und entschädigt werden könnte.

Jena am 17. August 1802.

Ich überschicke hier ein kleines Promemoria, über meine neue Ausgabe des Cellini, zu gefälliger Durchsicht. Man könnte es an Cotta communiciren, zu Einleitung näherer Verhandlung, auch daraus, wenn man einig wäre, gleich eine Anzeige formiren. Vielleicht mögen Sie daß ich heute Abend nach der Comödie mit Ihnen nach Hause gehe, damit man sich näher bespräche. Morgen gehe ich vielleicht wieder nach Jena um noch einiger guten Tage zu genießen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar den 16. Octbr. 1802.

Zu der deutschen Andria lege ich das erste Buch meines Cellini, mit Bitte gelegentlich einen Blick hineinzuthun, besonders etwa von vorn herein ein Halbdutzend Lagen zu lesen und zu beurtheilen ob das so gehen kann.

W. d. 15. Septbr. 1802.

Bey uns geht es nicht gut wie Sie mir vielleicht gestern in der Comödie anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen um die Lücken meines Wesens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

d. 19. Dec. 1802.

Mögen Sie heute Mittag mit mir in Gesellschaft von Schelling und eines Kaiserl. K.

Bergraths v. Podmanitzky aus Schemnitz speisen; so sende gegen Ein Uhr den Wagen.

W. d. 26. Dec. 1802.

Einzelnes.

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

Man sagt sich oft im Leben daß man die Vielgeschäftigkeit, Polypragmosyne, vermeiden, besonders, je älter man wird, sich de-

sto weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und Anderen rathen. Aelter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich und man muß entweder zu handeln ganz aufhören oder mit Willen und Bewußtseyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente sind selten, und selten ist es daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in solchem Conflict schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Medwins Unterhaltungen so merkwürdige als traurige Beyspiele.

Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erscheinung anerkannt

und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beyde zusammen, so entstehen Ereignisse worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

Napoleon der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtseyn nicht erfassen; er läugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt ein Residuum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchst bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem Phantastischen scheuen. So war Haman, dem es unerträglich schien, wenn von Dingen einer

andern Welt gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, vierzehnmal variirte, und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwey von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen, wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbey das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunde Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseyns und eines Daseyenden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn d. h. eine Stelle wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle be-

sonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den der sich nicht losreißt mehr als gespensterhaft verfolgen.

Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Die vier starken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggelesen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfasser. In meinen Jahren ist es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bey uns vorübergegangenen verblichenen Gespenster auf einmal sich frisch zusammennehmen und in lebenslustigem Gange vor uns vorüberziehen. Verschollene Namen erscheinen auf einmal in charakteristischer Gestalt, zusammenhängende Thaten, die sich im Gedächtniß meist um Eine Figur versammelten und dadurch ihres

Herkommens, ihrer Folgen verlustig gingen, schließen sich vor- und rückwärts faßlich an, und so scheint der Unsinn des Weltwesens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darstellung dieses Werks in dem literarischen Conversationsblatt war hierauf höchst angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leser finden, man muß sich aber ein Gesetz machen nicht nach neuster Art momentsweise zerstückt zu lesen, sondern Tag für Tag sein Pensum zu absolviren; welches so leicht wird bey der schicklichen Abtheilung in Capitel, und der Versammlung in Massen, wodurch wir uns unzerstreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die sich höherer Staatskunst und also dem diplomatischen Fache widmen, so würde ich Ihnen es als Handbuch anrühmen, um sich daraus zu vergegenwärtigen wie man unzählige Facta sammelt, und zuletzt sich selbst eine Ueberzeugung bildet. Diese Ueberzeugung kann freylich nicht

historisch werden, denn man wird ihr irgend einmal kritisch widersprechen; wie sie aber praktisch wird, so zeigt sich aus einem glücklichen Erfolg daß man recht gedacht hat.

Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur, neuste Ausgabe, giebt mir die angenehmste Unterhaltung. Da man sich denn doch in einem langen Leben mit allseitiger Literatur beschäftigte, so scheint es beym Lesen dieses Werks man lebe zum zweytenmale, freylich um vieles bequemer.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Literatur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes in sofern sie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben sind.

Und doch bey aller Unvollständigkeit des Literarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sey.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberathung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind und, wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen; so ist es ein Glück auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neusten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; sie concurriren nicht mit einander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach, erst gegen sich selbst; dann gegen den Leser. Bey sich selbst muß er genau prüfen was wohl geschehen seyn könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen was geschehen sey. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht ins Geheimniß hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bey näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, son-

dern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte, und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroths Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben so. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne sichs durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit wiederfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisirt nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine

Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellürtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell aber einseitig Gefaßte sich auslöscht um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweyjähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeyer begriffen, an der seinigen die bescheerten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bey gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachts-Abend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dies allgemeine Fest zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die größe Schwierigkeit bey psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beyder auf Einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bey einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle seines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beyspiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

Windischmann, über Etwas das der Heilkunst Noth thut.

Der Verfasser hat seinen Lesern die Ein- und Uebersicht dieses Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pausen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weisen uns zurechte; hat man sich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, so erstaunt man zu bemerken, daß es ganz in Aegyptischem Sinne geschrieben sey, daß man nämlich ein Priester seyn müsse um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geschichte freylich belehrt uns eines Andern, denn so sagt Wachler im ersten Theile Seite 132:

„Die Medicin, lange ausschließliches Eigenthum der Priester, namentlich der Asklepiaden in Thessalien, fing allmählig an, ihre enge Verbindung mit dem religiosen Ueberglau-

ben aufzugeben, als sie zum Theil von Jonischen Philosophen in den Kreis ihrer Untersuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog sie in das Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neueren Eleatischen Schule und von Anaxagoras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medicinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen

Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

Heinroths Anthropologie.

Die vielen Vorzüge die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst indem er über die Gränzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt.

In unsers Busens Reine wohnt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freywillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommseyn —

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke wo denn die Menschen sich hinwenden um ihren Abend zuzubringen; so findet sich immer daß man dahin geht wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beym geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist seine Partie zu finden.

In diesem Sinne hab' ich mich mit dem Literarischen Conversationsblatt befreundet, das freylich nur als Conversationsheft bey mir einzutreten verpflichtet ist. An Zerstreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen;

wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Mährchen hingehalten seyn.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, productive besteht darin daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen und daß wir so unverruckt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise seyn möge.

In der zweyhundert und vierzigsten Nummer des diesjährigen Conversationsblattes erschien mir besonders willkommen der dort eingelegte Brief. Er war mir so rührend als aufmunternd. Gleichgestimmt mit dem Verfasser sprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichste was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen ist: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.

Wenn nun dieses aber für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Documente doch am meisten, ein für allemal, demjenigen der solche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückgesetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.

Man lese gedachten Brief und sehe, wie ein damals jüngerer, nun in Jahren gleichfalls herangekommener jene gleichzeitigen älteren Männer am besten versteht und sich selbst überzeugt wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachsen sey.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bey dem schwierigen Geschäft einer Redaction meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen und ihm zu Liebe lass' ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerischen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beygewohnt hätte.

Bildende Kunst.

Nachtrag.

Ueber die Gemälde des Herrn Dr. Carus auf der Ausstellung des Großherzogl. Zeichen-Instituts zu Weimar im September 1824.

1) Gipfel eines Basaltberges mit verschiedenen zu Tage ausgehenden Gruppen von Basaltsäulen, zwischen denselben Vegetation von Moos und Gräsern; bedeckter Himmel.

Das Gestein und dessen eigenthümlicher Charakter ist vortrefflich mit lobenswürdiger Wahrheit dargestellt, so in Hinsicht auf Gestalt wie auf Behandlung und Farbe. Das Gleiche läßt sich von der Grünung zwischen den Gruppen von Basaltsäulen sagen; die Luft ist ebenfalls wohl gerathen. Zu keiner andern Erin-

nerung giebt dieses Bild Veranlassung als nur, daß die Beleuchtung in demselben nicht auffallend genug erscheint. Dieses rührt aber hauptsächlich daher, weil den malerischen Zweck wenig begünstigend das von Wolken umschleyerte Himmelslicht beynahe in der Mitte des Gemäldes angebracht ist.

2) Hohe Berggegend mit mächtigen Felswänden, zwischen denen sich eine tiefe Schlucht nach der ebenen Ferne hinzieht, von blauen Gebirgen begränzt, wahrscheinlich ein Prospect aus der Gegend um Dresden. Das Ganze hat als Bild viel Anmuthiges, Mannigfaltiges und fröhliche Tinten. Wäre die Luft ruhiger gehalten, das Licht nach Kunsterfordernissen vertheilt und der Vordergrund reicher, so würden sicherlich die Verdienste des Werks allgemeiner anerkannt. Zwey klar und kräftig gemalte Staffage-Figuren scheinen im Verhältniß zum Ganzen etwas groß ausgefallen zu seyn.

3) Baumgruppen bedecken zum Theil ein Gothisches Kirchengebäude, von welchem das

hohe Dach und die Thurmspitzen über die Wipfel hervorragen; hinter dem Hauptthurme steht im bewölkten Luftraume der Mond und vorn im dunkeln Schatten der Bäume wandeln zwey Geistliche. Diese Darstellung ist allerdings zu loben, es gelang dem Künstler die kühle ruhige Stille einer Mondnacht auszudrücken; mehr Abwechslung jedoch von Hell und Dunkel im untern Theile des Bildes würde wohlthätig für die malerische Wirkung gewesen seyn.

4) Der Eingang zur Hölle nach Dante. In hoher steiler Felswand erblickt man die weite Oeffnung einer Höhle oder vielmehr eines ungeheuern in die Tiefe gehenden Schlundes. Ueber der Felswand erheben sich auf der Höhe dampfende und zum Theil Flammen auswerfende Berggipfel; im Vordergrund an der Seite stehen karg belaubte Bäume im Sturm sich beugend. Durch die aus dem Dichter bekannte Aufschrift über dem Höllenthor und zwey mit Lorbeer bekränzte Figuren in langen

weißen Gewanden, welche in den Schlund hinunter steigen wollen, erfährt der Beschauer des Gemäldes nähere Bedeutung, welches geistreich gedacht und von Seiten der Anordnung befriedigend ist. Sonach glauben wir an den Künstler keine weitere Forderung machen zu dürfen, doch sey uns die Frage erlaubt: Ob mehrere Schlagschatten und größere ruhigere Massen von Helldunkel nicht seiner Absicht angemeßner und für die malerische Wirkung des Ganzen günstiger gewesen wären?

Zwey neue Hefte, nämlich der eilfte und zwölfte, des schon mehrere Male von uns erwähnten Werks: Steindrücke, nach Nieder- und Oberdeutschen Gemälden aus der Sammlung des Herrn Boisserée und Bertram sind erschienen. Sie übertreffen hinsichtlich auf die lithographische Technik noch die vorhergehenden, und man wird bey Betrachtung und Vergleichung der sämmtlichen Hefte

und ihrer Blätter die immer fortschreitende Vervollkommnung dieser Kunstart mit Vergnügen und Belehrung gewahr. St. Christoph nach dem herrlichen Gemälde des Joh. Homling war in einem der frühern Hefte schon eins der beliebtesten die Kunstliebhaber vorzüglich ansprechenden Blätter, erscheint aber gegenwärtig noch einmal mit vermehrter Sorgfalt behandelt, kräftiger, sauberer, belebter im Ausdruck und die malerische Wirkung des Vorbildes zum Bewundern darstellend. Zwey Blätter nach Albrecht Dürer, jedes zwey stehende Apostel enthaltend, zeichnen sich ebenfalls vortheilhaft aus, und eine Halbfigur der heiligen Christine nach Schoreel ist unter allen uns bekannt gewordenen lithographischen Blättern das vollendetste, kräftigste und zarteste. Diese und andere Blätter der gedachten beyden Hefte verdienen wohl ausführlichern Bericht und Würdigung, die wir aber des jetzt mangelnden Raumes wegen bis auf nächst künftige Gelegenheit versparen müssen.

So müssen wir uns auch vorbehalten von einer vortrefflich gearbeiteten Medaille auf Goethe zu reden, welche Herr A. Bovy in Genf, nach der Rauchischen Büste, verfertigt und sich damit als einen der vorzüglichsten unter den jetzt lebenden Stempelschneidern bewährt hat.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte. Von F. C. Gau, aus Cöln. gr. Fol.

Unstreitig ist das eben genannte Werk über die Denkmäler in Nubien für die Alterthumskunde wichtig; die Kenntnisse von Aegyptischer Baukunst werden durch dasselbe bedeutend erweitert und vermehrt. Zu einer das Ganze umfassenden Beurtheilung jedoch fühlen wir uns nicht berufen: denn wegen der vielen meist griechischen Inschriften, welche Hr. Gau an den Monumenten entdeckt und abgeschrieben,

fällt eine solche Beurtheilung in das Gebiet des Philologen; die Statuen, hieroglyphischen Bildwerke und Gemälde aber erfordern unumgänglich vollständige Kenntniß der Religion, der Sitten und Gebräuche der alten Aegypter. Sonach bleibt für uns nicht mehr übrig als zu melden, daß die Kupferstiche nach den Zeichnungen des Herrn Gau sehr sauber behandelt und durchgängig Arbeiten namhafter französischer Kupferstecher sind; ferner daß die Architektur, nicht weniger auch die landschaftlichen Gegenstände, hinsichtlich auf Treue und Richtigkeit der Darstellung Zutrauen zu verdienen scheinen.

Das gesammte Werk soll aus zwölf Heften bestehen, wovon bereits eilf erschienen sind. So wird auch der dazu erforderliche Text noch nachfolgen.

Zu Nürnberg bey Fr. Campe ist erschienen: der Eislauf oder das Schrittschuhfahren;

herausgegeben von Siegmund Zindel, 1825 in 8.

Gegründete Ansprüche auf unsere beyfällige Anzeige geben diesem Taschenbuch die sechs von J. A. Klein mit gefälliger Nadel malerisch radirten Kupfertafeln womit dasselbe geziert ist. Auf fünf derselben sind verschiedene Arten des Eislaufs mit Schrittschuhen dargestellt, auf der sechsten Schrittschuhe. Den Figuren wäre vielleicht etwas mehr charakteristische Abwechslung zu wünschen; hingegen sind sie lebhaft bewegt, ihre Stellungen mannigfaltig, mit vieler Wahrheit aufgefaßt; auch in der landschaftlichen Umgebung hat der Künstler Geschmack und Fertigkeit bewiesen.

Göttingen in Commission der Dieterichschen Buchhandlung; Bildnisse Göttinger Professoren, nach dem Leben gezeichnet und radirt von Ludwig Emil Grimm.

Wie zart und zierlich Herr Grimm die

Radirnadel zu behandeln versteht, dürfte unsern Lesern vielleicht noch aus K. u. A. IV. B. 3. H. erinnerlich seyn. Das gegenwärtig anzuzeigende Werk besteht aus sechs Blättern, welche die Professoren Hugo, Benecke, C. F. Eichhorn, J. G. Eichhorn, und Blumenbach darstellen. Der letztere ist auf zwey Blättern ohngefähr in derselben Positur aber von verschiedenen Seiten abgebildet; das Bildniß welches diesen berühmten Mann in Profil zeigt, scheint uns ganz vorzüglich ähnlich, auch ist es dem Künstler in Betracht der Ausführung unter allen am besten gelungen.

Neulich ist erschienen und hier anzuzeigen der erste Heft eines Werks: Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier: herausgegeben von J. A. Ramboux und mit erläuterndem Text begleitet von J. Hugo Wyttenbach. Er enthält vier große vom Herausgeber selbst nach der Natur

und auf Stein gezeichnete Blätter. Das auf dem ersten und zweyten Blatt stellen dar: die innere und äußere Ansicht des unter dem Namen Porta Nigra bekannten alten Stadtthors von Trier, wahrscheinlich eines Monuments aus Constantins des Großen Zeit, mit löblicher Treue und Sorgfalt behandelt. Das dritte Blatt: eine Ansicht des Moselthales oberhalb Trier, und im Vordergrund die Reste eines römischen Amphitheaters. Auf dem vierten Blatt erscheint der Prospect des Moselthales unterhalb Trier, im Vordergrunde die Felsen von Pallien. In den beyden landschaftlichen Darstellungen ist es Herrn Ramboux geglückt den Geschmack des Paul Brill recht sehr gut nachzuahmen, ja man kann sagen er habe den Geist dieses tüchtigen alten Meisters erfaßt, und eben darum weil seine Nachahmung wirklich geistreich, nicht bloß äußerlich und oberflächlich ist, wird ihm der Beyfall aller wahren Kunstfreunde zu Theil werden, wenn schon die Bäume im Mittelgrund etwas zu runde zu dichte Klumpen bilden, Licht

und Schatten im Vordergrund kräftiger und besser abgestuft seyn könnte.

Auf einem Blatt des Textes ist als Vignette ein großer antiker Onyx abgebildet: fünf Personen einer kaiserlichen Familie darstellend nebst zwey Adlern. Noch ist des diesem ersten Heft beygegebenen Titelblatts mit Ehren zu gedenken. Herr Mettenleiter in München, welcher vermöge der Unterschrift dasselbe geschrieben und in Stein gravirt, hat in dieser Art ein wahres Meisterstück geliefert.

Möge der Herausgeber nicht säumen im nächsten Heft die Abbildung des Monuments zu Igel mitzutheilen und zwar erst in dem Zustande wie es jetzt befindlich, sodann aber nach einer glücklich antiquarisch-artistischen Restauration, wie schon ein Versuch im kleinen in den Trierschen Alterthümern des Herrn Quednow erschienen ist. Denn eine vorzüglich gute befriedigende doppelte Abbildung, wie Herr Ramboux sie zu geben vermag, verdient dieses Denkmal vor andern als das Merkwürdigste

aus dem Nachlaß der Römer auf deutschem Boden.

Die St. Katharinen Kirche zu Oppenheim, geometrisch und perspectivisch dargestellt von Franz Hubert Müller, erste und zweyte Lieferung, jede zu fünf Blättern in Realfolio.

Daß die Kirche zu Oppenheim eins der vorzüglichsten Gebäude des sogenannt Gothischen, oder nach jetzt beliebter Art zu reden, des deutschen Baugeschmacks sey, wird nicht bestritten und also wäre überflüssig ihre Vorzüge auseinanderzusetzen. Die Blätter der ersten Lieferung stellen dar: 1) Geometrischer Aufriß des Eingangs in die südliche Vorlage des Kreuzes; auch als Titelblatt zum ganzen Werk dienend. 2) Perspectivische Ansicht von einem Theil des Innern der Kirche, in Aquatintamanier mit Licht und Schatten ausgeführt, überdem etwas colorirt. 3) Ein gro-

ßes reich mit Figuren und Zierrathen geschmück-tes sauber illuminirtes Blatt. 4) Längen-Durchschnitt der Kirche. 5) Mehrere Grund-aufrisse von einzelnen Theilen des Gebäudes. In der zweyten Liefrung sind enthalten: 1) Die perspectivische Ansicht der linken Abseite in Aquatintamanier. 2) Ein buntes Fenster der rechten Abseite, mit Wappenschilden verziert, schön illuminirt. 3) Grundriß der Kirche. 4) Knäufe, Trag- und Schlußsteine mit Laub-verzierungen, in Aquatintamanier. 5) Meh-rere Grund- und Aufrisse von einzelnen Thei-len der Kirche. Sämmtliche Darstellungen, die in Aquatintamanier abschattirten sowohl als die bloß in Linien beschränkten, sind auf Zink-platten gearbeitet und reinlich genug aus-gefallen.

Brüggemann's Altar von Böhndel. S. 72.
Lithographie in Berlin. . . — 75.
Bildniß Lord Byron's. . . — 89.
Galerie de Madame la Duchesse de Berry . . . . . . — 91.
Museum Worsleyanum. . . — 106.
A Selection of ancient Coins. — 111.
Horner, Bilder des griechischen Alterthums. . . . . — 115.
Galeria Riccardi. . . . — 116.
Der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg. . . — 117.
Goethe an Schiller 1802. . . — 119.
Einzelnes. . . . . . — 159.
Bildende Kunst. — 180.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 5,2

Stuttgard (1825)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.art.o.143(5#1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11711755-6